1915. 3-03

Mondlichter und Gasbeleuchtunge

Herausgegeben

von

Leopold Schäfer, Carl Merlossohn

und

Gustav Sellen.

Königl. Bibliothek Berlin

Leipzig.
Verlag der Taubert'schen Buchhandlung

1828.

Es kann nicht Alles Blüte werden,
Es braucht der Baum auch schattig Laub —
Wenn sich zur Frucht die Blüte wandelt,
Wie ja das Blatt des Herbstes Raub.
Es sei! denn andre kommen, treiben,
Sobald der junge Frühling scheint. —
Schmählt nicht! die Blüten werden bleiben;
Die Blätter sind auch gut gemeint.

H.

Vorwort.

Eine Sammlung Novellen, Erzählungen ꝛc. unter dem sonderbaren Titel: „Mondlichter und Gasbeleuchtungen" dürfte dem Leser als etwas Auffallendes, ein Nach-Effekt-Haschen erscheinen. Es liegt uns nun ob, die Wahl der Ueberschrift zu rechtfertigen.

Von Göthe angefangen, mehr noch von Siegwart-Miller her, wälzt sich ein Strom in der deutschen Romanliteratur, der, so viel Bäche auch in ihn münden, dem Ganges gleich eine durchgehends gleiche Farbe behalten hat. Das Hypersentimentale hat mehr oder minder fortbestanden, die Mondscheinschwärmerei nie ganz aufgehört, und das Colorit, sage das Colorit, ist ein und dasselbe geblieben, ein mondscheinliches. Es würde schwer sein, ein Romanerzeugniß aufzufinden, worin der Mond fehlt. Wir sprechen hier nicht vom speziellen Unterschiede — das Schmachtende, die blassen Lichter in Gefühl und Haltung sind im Ritter-, wie Familien-Romane, in der kleinen Erzählung, wie im neuern historischen Romane dieselben geblieben. Die Art scheint dem deutschen Nationalcharakter entnommen, scheint ihm vorzugsweise zuzusagen,

denn die bedeutendsten Talente, unsere ersten Erzählungskünstler schwimmen in diesem Strome.

Da der Mond nicht allnächtlich die Erde mit Licht versorgt, so ist man in Städten zur Einführung der Straßenbeleuchtung gekommen. Die Gasbeleuchtung ist eine neuere, sehr complicirte Erfindung — einem Asiaten muß sie immer sehr barock erscheinen.

Auf gleiche Weise ist nun in neuerer Zeit, von Callot-Hoffmann her, vielleicht angeregt durch Schillers „Geisterseher," ein anderer Strom entsprungen, der sein eigenes Colorit hat, dessen Färbung verschieden ist, wie die des Rheins vom Ganges, dessen Bestandtheile höchst complicirt aus Visionen, Ahnungen, Spukgestalten, grellen Situationen, schneidenden Lichtern, höchst barock sich kund geben und sich zu jenen verhalten, wie die Gasbeleuchtung zum Mondlicht. —

Gegen letztgenanntes Genre wäre nun mit Recht viel einzuwenden. Ihr erster gröbster Verstoß ist der gegen die Wahrscheinlichkeit — des Erzählers vornehmste Aufgabe ist, ein klares, wahres Bild des idealen oder wirklichen Lebens zu geben. Diese erfüllen sie fast nie. Hinter dem Schilde „Phantasie-

stücke" wirken sie mit Hülfe einer Camera obscura lügenhaft und trügerisch auf den abergläubigen Zuschauer. Sie verderben seinen Geschmack an der lichtvollen Klarheit, sie geben der Darstellung etwas Gezwungenes, ziehen nach sich, daß das Carrikirte auch in jenes erstere Genre sich hineindrängt. Unserer Nationalität sagen sie fast gar nicht zu — sie gehören dem hohen Norden oder dem fantastischen Süden. Nur das Auffallende ihrer Erscheinung, die Mode und das bedeutende Talent von einigen ihrer Bearbeiter hat sie Raum gewinnen lassen. Es ist aber nicht abzuleugnen, daß eben ihre Seltsamlichkeit den Darsteller leicht verlockt, die Wahrheit dem zaubrischen Effekte aufzuopfern. Wie sie aber nicht aus der gesammten Gefühlsrichtung hervorgegangen, so wird sie die Mode wieder verdrängen; denn nichts ist vergänglicher, als Manier, und nichts klebt solchen Erzeugnissen schon a priori mehr an, als diese.

Indem wir nun eine Auswahl unserer kleinern Erzählungen herausgegeben, wovon sich jede mehr oder minder inzwischen der Ufer jener oben bezeichneten Ströme bewegt, bitten wir die Leser, sie wieder nicht allzustreng aus jenen Gesichtspunkten zu beurtheilen, am

wenigsten aber die Meinung zu fassen, als hätten wir bloße Nachahmung — Copien — versucht. Anspruchslos, wie sich die Sache gegeben, steht sie da. — Alles ist vielleicht nur Vorübung zu größeren Leistungen; ihre Dauer ist sehr kurz; sie wollten aber gerne den Zweck, angenehm zu unterhalten, erfüllen. —

Die Kritik wird schon ihr Gaslicht darüber anstecken und ihre Mondlichter darüber leuchten lassen — möge sie uns nur nicht als Platina behandeln.

Zwei sehr bedeutende Vorzüge haben unsere Erzählungen: Sie sind nämlich nicht so schlecht, um sie zum Besten der Griechen herauszugeben, auch nicht barock genug, um Sr. Majestät Mahmud, dem allertürkischesten Kaiser, dedicirt zu werden, ihm die Gasbeleuchtung und hieraus unsere Theorie zu erläutern. Was sonst an ihnen Lobenswerthes, wird die Critik mit Hülfe ihrer Gasleuchtung schon herausfinden, ohne gerade die in neuerer Zeit sehr beliebte türkische Procedur zu benutzen.

Leipzig, im Juni 1828.

L. S. C. H. G. S.

Inhalt.

Seite

Vier Tage im Waldhause. Novelle von Leopold Schäfer. 1

Die Liebe am Fenster. Humoristische Erzählung von G. Sellen. 48

Johannes Frank, der Maler. Ein Nachtstück von Carl Herloßsohn. 73

Don Juan d'Austria. Novelle von Gustav Sellen. . 142

Der Todesruf. Wahre Begebenheit aus dem griechischen Freiheitskampfe von Gustav Sellen. . . 219

Fatime und Euphrosine. Serbische Novelle aus dem Leben eines Freundes, mitgetheilt von Carl Herloßsohn. 230

Die Brüder. Anekdote nach einer wahren Begebenheit von Carl Herloßsohn. 259

und ein gebrochenes abermaliges „Ach!“ entfuhr ihren Lippen, und die Wangen erblaßten ihr im freudigen Schrecken.

Ein goldenes Halsband und gleiche Armbänder schimmerten ihr mit blendendem Glanze entgegen, sie hielt sie abwechselnd und die Hand wieder vor die Augen, sie hüpfte zum Bette des Vaters und wieder zu Heinrich, der sich in innerlicher Wonne an ihrer Freude ergötzte, und es waren nur einzelne Töne und Ausrufe, die den Lippen der Ueberraschten, Staunenden entschlüpften. —

„Aber das viele Geld — Heinrich, woher?“ sagte der Vater, und fixirte, selbst sein Erstaunen nicht zu ermäßigen vermögend, den Sohn, welcher sein Lachen nur mühsam unterdrückte.

Inzwischen hatte auch Jacob die Tasche durchwühlt, und gleichfalls ein Kleid und verschiedenes Spielzeug darin gefunden. Seine Freude war lauter, als die Anna's, er sprang jauchzend in der Stube auf und ab, und theilte das Spielzeug sogleich brüderlich mit Wilhelm. —

„Nun ist aber noch etwas darin,“ sagte Heinrich jetzt fest, „und — das muß Anna herausnehmen.“

Die Geschäftige hielt bereits auf dem linken Arme die Kleider, sie drückte jetzt den kostbaren

Vier Tage im Waldhause.

Novelle, von Leopold Schäfer.

Erster Tag.

Der Frühling war diesmal länger ausgeblieben, und es kamen schon die ersten Tage des Mai, als erst der letzte Schnee schmolz und die Luft ihr sommerlich Gewand anlegte. Desto üppiger aber brach jetzt seine Glut aus Knospen und Blüthen, desto rascher grünten die Fluren, desto zahlreicher kamen die Vögel und belebten die Waldung, und in den lauen Nächten sang bereits die Nachtigall ihre Sehnsucht nach der ersten Liebe. Es war, als hätte man den Nachtraum des Winters so eilig abgelegt, daß man gar nicht Zeit gewonnen, den Lenz durchzuleben, und wäre hineingesprungen in die ersten Wonnen der Sommerfreuden.

Der alte Förster Leupold lag hinter dem hellen, grün umbüschten Eckfenster seiner Wald-

hütte, krank, matt und dem Tode nahe, aber heiter und selig gestärkt durch die kräftige Seele, durch den herzinnigen Glauben, und nur zuweilen gefoltert von Schmerzen, wenn ihm der Krankheitswurm am Lebensmarke nagte.

Ihn umgaben gute Menschen: Anna, seine achtzehnjährige Tochter, das Engelhaupt mit den gescheitelten Locken, den blauen Augen, hold und schlank von Gestalt, des Waldes frische, behende Tochter, vergleichbar einer zarten und doch stolz aufgeschossenen Blume. Der siebenjährige Knabe Jacob hatte seiner Mutter das Leben gekostet; seine Geburt war der Mutter Tod. — Unser Förster hatte erst in seinen spätern Jahren geheirathet; jetzt war er über die sechszig Jahre hinaus, und der Tod kam, ihn abzurufen nach manchen Mühseligkeiten seines Lebens, die — das konnte sich der Redliche immer gestehen — stets seinen Leib mehr, als seine Seele angegriffen hatten. Daß er nun scheiden sollte, bevor er seine Geliebten noch versorgt wußte, daß er die Schwachen gewissermaßen allein lassen sollte; dies schmerzte ihn wohl tief und zog manche Kummerfalte über die blasse Stirne. Die Thräne, welche ihm dann in's Auge trat, mußte er zurückdrängen und innerlich ausweinen; denn leicht wollte er ja den

Geliebten den baldigen Abschied machen, sie trösten, thun, als wären sie die Wanderer, die auf eine große Reise gehen und Lehre und Ermuthigung, Vertrauen und Liebe brauchen. Wohl hatte er sie auch auf eine Reise gesendet; auf die Lebensreise. — Er lief in den Hafen ein, die Kinder, welche im Lebensfrühling standen, mußten aber erst hinaus, auf das Weltmeer und da steuern viele Jahre lang, rastlos, emsig und oft mehr Stürme bestehen, als heitere Fahrten. — Es war aber noch Eines, was ihm den trüben Hinblick hellte, was ihm Hoffnung gab; er glaubte einen Steuermann gefunden zu haben, für die Lebensfahrt seiner Lieben. Das war Heinrich, der wackere Jägerbursche, der dunkellockige, schöne, hochgewachsene Jüngling, mit einem Gemüthe, so treu wie die Taube, einer Redlichkeit, so fest wie ein Eichstamm. Heinrich war dem alten Förster vor drei Jahren als Gehülfe beigegeben worden. Der gnädige Graf hatte dies so angeordnet, ohne aber zu berücksichtigen, daß das karge Deputat, welches für die Familie des Alten kaum zureichte, nun durch einen vierten Mitesser nur noch schmäler werden müsse. Die Försterei an sich war sehr unbedeutend; blos ein einziges Revier, zwar reich an Holzung, denn

zwischen drei andern Herrschaften zog sich dieselbe fast eine Stunde lang hin, doch in einem schmalen, nur wenige Klaftern breiten Streife, der knapp an die Nachbarreviere stieß; aber eben darum arm an Wild, denn dies hatte seine Uebergänge blos am diesseitigen Reviere, und unter zehn Schüssen traf und erlegte da gewiß nur Einer auf herrschaftlichem hiesigen Boden. —

Der brave Heinrich hatte schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritte gemerkt, wo es dem alten Förster nicht zureichte; er hatte den seligen Frieden und die Eintracht gesehen, welche hier Kinder und Vater umschlang, und ergänzte sich damit das mangelhafte Bild seiner Jugendtage: — er machte gleich vom Anfang her keinen Anspruch auf den monatlichen Lohn, welchen ihm der biedere Greis auszahlen sollte, und wenn ihm dieser dennoch etwas aufdrang, da beschenkte er davon den kleinen Jacob und die achtzehnjährige Anna, aus deren blauen Augen ihm ja so deutlich lesbar die Engelseele entgegenstrahlte, deren Frömmigkeit und Tugend ihn gleich dergestalt hinriß, daß er fühlte, wie er ihr für ewig zu eigen bleiben müsse. — Heinrich hatte einige hundert Thaler mitgebracht; die steckte er denn hier und dort in die klein-

Wirthschaft, beschönigte damit manchen Kauf, verschaffte dem Alten manche Bequemlichkeit damit, versicherte, dies von Einem oder dem Andern seiner Bekannten eingetauscht zu haben, und wie tief auch der Alte oft voll seliger Rührung in die edle Brust des Jünglings sah; dieser stellte die Art seiner Aufopferungen doch immer so an, daß der Alte nie sagen konnte: „Heinrich! Du belügst mich, um mir Wohlthaten zu erweisen.“

Heinrich selbst hatte von seinen frühzeitig verstorbenen Eltern her ein Vermögen von zwanzigtausend Thalern besessen. Zur Jägerei hatte ihn Neigung getrieben; das Geld aber borgte er seinem Stiefbruder, der Kaufmann und im Erbtheil viel sparsamer bedacht war, als er, der sich also ohne Heinrichs Antheil nie hätte etabliren können. Mehrere Unfälle trafen den wackern, thätigen Mann, gleich im Anbeginn seines Geschäftes; ein anderes Haus zog ihn mit sich in seinen Sturz und er fallirte schon nach einem Jahre. Ehrlich ging er indeß aus der Crisis heraus; er hatte fremdes Gut nicht daran gesetzt, aber das wohl, womit er mehr wagen zu dürfen glaubte: das Erbe seines Bruders. Er war, unterstützt von einem Hamburger Freund, nach England gegangen, hatte

dort ein kleines, Geschäft begonnen, und voll Zuversicht auf seine Thätigkeit, den Bruder auf die Zukunft vertröstet, und ihm dafür seine Redlichkeit und Liebe zu Bürgen gegeben. —

Darauf baute aber auch Heinrich fest, als auf einen Felsen, wie wir dies denn im Fortlaufe unserer Geschichte hören werden. —

So lag der alte Förster da, auf seinem reinlichen Sommerlager, halb angekleidet, wie dies seine Krankheit — ein Zehrfieber, gestattete, freundlich und sauber, ohne alle Lasten und Beschwerden, wie sie zumeist das Krankseln zu einem durchaus nicht freundlichen Bilde machen. Hätte man es den blassen, eingefallenen Wangen nicht angesehen, in dem heiter umblickenden Auge, der vollen schönen Stimme hätte man die Nähe des Todes nicht herausgeahnet. Der schöne Greis mit den Silberlocken schien vielmehr nur wie ein Ermüdeter, der rasten wollte. Pochte auch das innere Verzehren mit seinem Minutenschlage an seine Lebensuhr, er verbarg sich das, wie den Seinigen; zu einer zwar feierlichen Handlung wollte er den Abschied von ihnen machen; aber die Trennung sollte keine bittere sein, kein verzweifelnder Schmerz sollte die schöne Aussicht nach dem jenseitigen Wiedersehen trüben; er wollte sein Leben verhallen lassen

wie einen Glockenton, der ja wieder erklingt, wenn die ewige Hand die Auferstehungsglocke läutet, weil ja das Wiederkehren in der Menschenseele liegt, wie der Ton in der Glocke. —

Er wandte sich so sinnend auf die rechte Seite, wo durch das geöffnete Fenster die grüne Waldespracht hereinquoll und die Blütendüfte hereinzogen und die wirren Vogelstimmen hereinschmetterten; zwischen der dichten Laube aber zeigte sich hin und wieder die Bläue des Himmels sonnig angestrahlt. Und der Greis athmete mit Herz und Brust all' die wonnige Labung in sich, und sagte wehmüthig-entzückt: „Mein Gott! deine Welt ist doch schön — und du gibst mir so einen prachtvollen Lebensabend; für die letzten Blicke den schönsten Frühlingsschein."

Da beugte von der linken Seite her das blonde Köpfchen Anna's, die inzwischen leise, um den Vater, welchen sie schlafend meinte, nicht zu stören, hereingeschlichen war, sich über ihn, und die frommen, großen blauen Augen ruhten auf seinem Antlitz, und wehmüthig lächelnd lispelte sie aus den rosigen Lippen: „Du bist wieder bange, guter Vater! ach, laß nur die trüben Gedanken, die uns und dir Gram machen. Es ist ja der Frühling wieder da, der

Alles erweckt und Allem Gesundheit bringt; auch du wirst ganz sicher genesen."

„Wer sagt dir denn," antwortete der Vater lächelnd und mit Lust auf dem schönen Antlitz des Kindes verweilend — „daß ich trübe Gedanken hege, die mir Gram machen? Zu dem Gange, den ich bestimmt gehe, bin ich bereitet; und hegte ich Gram, so wär' es nur der, Euch schon verlassen zu müssen, und dies ist dann nicht die Furcht vor dem Tode, vor dem Eintritt in ein anderes Land, nicht die Beklemmung des Abschiedes: es ist blos Schmerz der Liebe, und den fühlt ihr ja mit mir."

„Nein," rief Anna, und ihre hellen Thränen fielen auf die Wangen des Vaters, „du wirst, du darfst nicht sterben. Noch nicht! Jetzt noch nicht! Der Himmel kann nicht so grausam sein."

„Schilt mir nicht," fiel der Alte ein, „die ewige, weise Ordnung der Natur, die den Frühling verblühen läßt, um zu seiner neuen Erstehung den Saamen zu gestalten, schilt mir nicht die allgewaltig leitende Hand des großen Vaters. Und ist meine Lebensblume nicht schon abgeblüht, nicht meine Kraft schon so verzehrt, daß sie den Lebensgang nicht mehr zurück, wohl aber vorwärts thun kann, daß sie zur Ruhe

gehen muß, die ihr Noth thut? — Und soll ich sie aufschieben die Trennungsstunde; was ist verbessert dadurch, wenn ich nun fünf, sechs Monden später gehen muß? Werd' ich da nicht immer siecher und matter werden? Mit dem Verglimmen der Lebensflamme wird auch die Empfänglichkeit für die Wonne des Daseins ermatten; ich werde mich nicht mehr mit Euch freuen können, ich werde dem Lahmen gleichen, der sich unter eine Schaar froher Kinder mischt, welche sich durch Wettlaufen ergötzen. Wir fühlen uns am schmerzlichsten bewegt, wenn wir da zurückbleiben müssen, wo Alle Eines thun, besonders wo es heißt: genießen und sich freuen. Und Anna! wolltest du denn mich im Herbste erst gehen sehen, wo die Hinfälligkeit der Natur an mein inneres Verwelken unfreundlich mahnt? Auch meine Phantasie wird dann matter sein, und ich werde mir keinen Frühling zaubern können in die gelben, blassen Lichter des Herbstes. Oder soll ich erst im Winter gehen, wo die Bäume nackt und kahl, der Himmel grau ist, die Krähen und Heher allein singen, wenn's draußen stürmt und schneit; ich in der engen, dunklen Stube, ohne äußeres beschäftigendes Bild, die Sekunden zählen muß, nach welchen meine innere Uhr abläuft?? —

Das willst du gewiß nicht; du, mein gutes frommes Herz. Du forderst Unmögliches, und weil du dies nicht erringen kannst, weinest du darüber, wie ein liebes Kind. — Ich danke meinem Schöpfer, daß er mir vergönnt, jetzt zu scheiden, wo es so schön und freudig ist, wo ich aus der Erde Frühlingstraum in den himmlischen hineinspringe: denn noch bevor die Bäume ihre Blüthen abschütteln und noch so lang die Nachtigallen jubeln, werde ich gehen, und die Erde wird hinter mir bleiben, wie ein goldgewirkter Teppich, verdämmernd im Sonnenroth."

Anna weinte heftiger; sie war am Lager niedergekniet, der Vater hielt ihr die Hand unter das Kinn, und sah auf die geschlossenen Augenlieder, unter denen der Thränenquell reich hervorquoll. „Sieh, Anna," fuhr er tief bewegt fort — „wer ist's nun, der sich grämt? Bin ichs? Du beklemmst deine Brust und machst mir selbst das Herz schwer; denn der Schmerz steckt an, er verdüstert seine Umgebung. — Sei nicht undankbar gegen den Himmel, indem du Unmögliches, Unnatürliches forderst."

„Väterchen!" begann nun Anna mit noch stockendem Athem und die nassen Augen von Zeit zu Zeit aufschlagend, — „ich war früher drau-

ßen im Walde, so ganz einsam an einer Stelle, wo die Eichen eine hohe Decke gewölbt haben, gleich einer Kirchwölbung — da dachte ich an dich und deinen Abschied; ich fand mich da, so recht aus innerster Seele, gedrungen zu beten, für dich zu beten; ich kniete nieder und meine Seele wandte sich ganz empor zum himmlischen Vater. Ich fühlte mich so gestärkt, so beruhigt, ein Trost, wie ihn nur die Gewißheit deiner Genesung bieten kann, kam über mich, und ich bat den Himmel, der sich mir heute mehr gnädig als sonst zu zeigen schien, um ein Zeichen, das er mir geben sollte, als Zeugen für die Gewährung meiner Bitte. Und — kaum, daß ich den Gedanken gedacht, so schmetterte eine **Nachtigall** ganz nahe bei mir vom Zweige, recht selig wie eine Engelstimme, und der Vogel flog nicht fort, als ich meine Blicke nach ihm richtete. Er sah mich frei mit den blitzenden Augen an, er schmetterte noch einmal und flog dann jubilirend durch den Wald. Da aber fühlte ich mich ganz gekräftigt; denn ich wußte, du würdest noch lange, recht lange leben."

„Um doch einmal zu sterben," fiel der Vater lächelnd ein — „du böses, liebes, schwärmerisches Kind. Bestürme den Himmel nicht

mit deinen Bitten, den guten Vater, der selbst gibt, nicht mit Wünschen deines Herzens. Sieh, Anna! das ist Undank: — danken sollen wir wohl dem Herrn für jeden Athemzug des Daseins und für den ewigen Freudenborn, der uns quillt, aber nicht mahnen, wie einen irdischen Herrn, der seinen Dienern saumselig den Lohn auszahlt! Und wissen wir denn immer, was uns frommt? Du meinst also, es wäre gut, Gott dann und wann an seine Schuldigkeit oder auf einzelne Gunstbezeugungen, die wir verdient zu haben glauben, aufmerksam zu machen?! — Und wohin dich deine Schwärmerei noch verführt hat; eine singende Nachtigall hat dir ein Engel geschienen, und der Himmel heute mehr gnädig, als sonst. — Sieh, gutes Annchen," — fuhr er noch heitrer werdend fort, — „das Erstere könnten dir die Engel recht übel nehmen, wenn sie nicht Engel wären, und durch das Letztere könntest du den ordinairsten irdischen Machthaber selbst schon beleidigen, wenn du ihm nämlich zutraust, daß sein wetterwendisch Gemüth dir heute gewogener sei, als morgen oder übermorgen."

Die Art, wie der Vater dieses gesprochen, brachte selbst ein frommes Lächeln um den sanften Mund der Tochter, und als er weiter bat,

sie möge die Spur ihrer Thränen vertilgen, damit, wenn Heinrich und der kleine Jacob wieder kämen, diese nicht betrübt würden. „Denn so ein Abend," schloß er, „wird uns immer zu einem betrübten, düstern; der alte Frohsinn will gar nicht mehr herrschen. Und den kleinen Umstand ausgenommen, daß ich jetzt liege, wo ich sonst saß, ist ja Alles bei'm Alten geblieben." — Da küßte Anna gehorchend des Vaters Hand, erhob sich, und setzte sich an das Fenster, an welchem ein etwas erhöhter Tritt befindlich war, zu ihrer Arbeit. — Plötzlich rief es ihr zur Seite von draußen: „Guck, Aennchen! Guck, Vater!" und der schöne schelmische Lockenkopf Jacobs ward sichtbar, welcher außen am Stakete hinaufgeklettert war. Er stellte einen Käfig auf das Fenstergesims und sagte: „Eine Nachtigall hab' ich dir gefangen, Vater, — die muß dir von nun an alle Morgen und Abende und besonders Nachts vorsingen, wenn du nicht schlafen kannst. Heinrich hat mich das Aufstellen und Locken gelehrt, und ich war gleich bei'm Erstenmale so glücklich."

„Fall' nicht herunter!" sagte Anna, und wischte mit der weißen Hand den Schweiß von der Stirne des Wildfangs. — „Komm herein, ich habe dir dein Abendbrod bereitet."

„Nein," antwortete Jacob, sich zum Herabklettern anschickend, — „ich habe Heinrich versprochen, ihm bis zur großen Fichte entgegen zu kommen; er hat über der rothen Platte einen Hirsch geschossen, den er noch heute einfahren will." Hiermit war der Junge auch schon hinabgesprungen, und eilte singend durch den Wald.

Der Vogel flatterte noch scheu im Käfig und blickte unstät mit den schwarzen Augen umher.

„Sieh, Anna," sagte der Vater jetzt, recht herzlich auflachend, — „das ist vielleicht dein Prophet, der Engel, den du gesehen hast — du Engelseherin."

Anna lachte auch mit, dann aber fiel sie weinerlich-komisch ein: „Nun hast du mir wieder einen neuen Namen aufgebracht — und wirst es den Andern sagen, die des Neckens kein Ende haben werden."

„Sei ruhig," tröstete der Alte, „weder Heinrich noch Jacob sollen etwas davon erfahren; denn die Quelle deiner Schwärmerei war ja so fromm und edel, daß nur ich allein mir diesen Scherz erlauben darf."

— Anna stand jetzt auf, um das Abendbrod für die beiden Hausgenossen — Brüder, wie sie sie in Gegenwart des Vaters, nie aber

in Heinrichs Beiſein ſelbſt nannte — zu bereiten. Als ſie ſich wieder an's Fenſter ſetzte, war der Abend ſchon tiefer über die Waldpracht herniedergeſunken, und des Alten Blicke verweilten jetzt mit Wonne auf dem holden Mädchen, welches da ſaß mit vorgebeugtem Haupte, ſchön und zart und doch mit dem Ausdrucke jungfräulicher Kraft, angeſtrahlt von dem roſigen Dämmerleuchten des Waldes, umſpielt von der leiſ' hereinſchwirrenden Abendkühle, mit dem Ausdrucke von Unſchuld und Frömmigkeit, Geiſt und Milde in dem idealen Antlitz, gekleidet in den himmelblauen Hausſpencer, welcher die vollen, ſchwellenden Formen rund und knapp umſchloß, und worüber die langen, geflochtenen Zöpfe, in welche das geſcheitelte Haar auslief, wallten: — wie er die Holde ſo anſah, mußte er ſich doch geſtehen, daß das Mädchen ſchön, ſehr ſchön ſei. —

„Anna!" begann er endlich nach einer langen Pauſe.

„Ja, mein Vater!" antwortete ſie, halb von der Arbeit aufblickend.

„Heinrich iſt doch ein guter Menſch!" fuhr er fort.

„Gewiß, mein Vater!" entgegnete ſie wie vorher.

„Er liebt uns recht herzlich," meinte der Vater wieder.

„O von ganzer Seele!" fiel die Tochter wieder ein.

„Wir lieben ihn aber auch!?"

„Alle!" —

„Ich liebe ihn wie meinen Sohn; liebst du ihn nicht wie deinen Bruder?"

„Er ist auch wahrhaftig, wie ein Bruder."

„Nicht vielleicht mehr, Anna?"

„Wie meinst du das, Väterchen?"

„Ich meine, ob du ihn nicht noch anders liebst, als deinen Bruder?"

Sie stockte eine Weile — dann sagte sie leise: „Anders? Nein, das grade nicht. Aber ich liebe ihn recht —" Sie endigte nicht.

„Er ist aber auch ein recht schöner, liebenswürdiger Mensch," fuhr der Vater wieder fort.

„O ja!" —

„Er ist gewiß so hübsch wie du; ich meine, er als Mann, so —"

„Aber, Vater! wie bist du heut so muthwillig," unterbrach sie schamhaft — „nun, Ihr werdet mich heute Abend gewiß noch recht necken."

„Sieh, Kind," — fuhr der Alte nach einer Weile wieder fort, — „ich dachte so bei mir:

Wenn ich nicht mehr bin; da braucht der Jacob doch noch einen Vater — und Bruder, und Vater zugleich kann ihm Niemand beſſer ſein, als Heinrich: Jacob braucht aber auch eine Mutter; und Mutter und Schweſter kann ihm Niemand beſſer ſein, als du. — Nun muß aber auch Vater und Mutter zugleich ein — Paar ſein."

„Wie meinſt du das, Vater?" fragte ſie ſchnell, und erhob das Haupt, und blickte ihn groß an.

„Ich meine," redete er fort, — „ich und deine ſelige Mutter waren ein Paar, wir hatten uns unausſprechlich lieb, lieber als alle andere Menſchen. — Könnteſt du denn den Heinrich auch ſo lieb haben? —

Sie ſchwieg, das Herz pochte ihr ängſtlich, die Wangen glühten ihr.

„Oder wäre es dir gleichgültig," fuhr der Vater fort, „wenn ich ſtürbe und Heinrich zöge fort und nähme ſich eine Andre zur Frau?" —

„Ach, mein Vater," rief hier Anna einfallend, und ſprang wieder an ſein Lager und kniete nieder und drückte ſeine Hand an ihre wallende Bruſt — „du biſt heut' ſo gut, ſo lieb und ſo luſtig — mein liebes, liebes Väterchen."

„Ich bin so," — scherzte der Vater, „wie dein Herrgott, den du dir früher gedacht; nur bin ich heute vielleicht — weniger krank wie gestern — und dein Herrgott ist nicht krank, das vergiß nicht. — Auf Heinrich wieder zu kommen: — so liebt er dich gewiß recht herzlich, recht aus seiner Seele, wie —"

Sie drückte ihre Lippen fest auf seinen Mund, er fühlte ihr Herzchen hastig schlagen an seiner Hand. —

„Ihr werdet Alle gewiß noch recht glücklich sein, — sehr glücklich; ihr seid gute, fromme Kinder — ihr dürft euch nicht trennen," sagte er gerührt.

Da bellte draußen der alte Nero und der jüngere Azor fiel ein, und „Heinrich kömmt!" rief Anna und sprang auf, ordnete noch einmal das Mahl am Tische, und hüpfte den Eintretenden entgegen.

Jetzt trat auch der schlanke Jüngling, seinen Jacob an der Hand, herein, und ging mit einem freundlichen „guten Abend, lieber Vater!" auf das Bett zu; Jacob aber zog ihn bei einem Arme an's Fenster, um ihm den Vogel zu zeigen; Anna hielt ihn bei der andern Hand, um ihn an den Tisch zu nöthigen. „Gleich! gleich!" sagte der Jüngling lächelnd, und herzlich ge-

ſtärkt durch die Zeichen ſolcher Liebe — reichte aber früher dem Vater die Hand, und fragte nach ſeinem Befinden. —

„Gut!" antwortete der Greis — „ich fühle mich heute recht wohl und heiter."

„Da wollen wir Andern denn auch recht heiter ſein," ſagte Heinrich, indem er, Jacob zuerſt gewährend, den Vogel beſah und lobte, dann auf Anna's wiederholte Einladung ſich zu Tiſch ſetzte, und die Suppe ganz köſtlich fand. — „Ich habe heute unſern Deputathirſch geſchoſſen," fuhr er gegen den Alten fort, „es iſt ein ſchönes Stück, das ich theurer zu verkaufen gedenke, als je eins früher."

Unter heiterm Wechſelgeſpräche verging der Abend. So innig erfreut Anna auch war, es ängſtigte ſie doch immer, wenn ſie dachte, der Vater könnte von Heinrichs Liebe zu ſprechen anfangen, und das hätte ihr das Herz abgedrückt. Sie wollte auf ihre Kammer entfliehen, wenn der Vater in das Geſpräch einginge; aber er ſchwieg davon gänzlich. —

Zweiter Tag.

Es war fünf Uhr früh. Aus den obern Zimmern tönte Anna's Morgenlied, von Jacobs Stimme begleitet. Die Kinder ſtanden auf und

kleideten sich an — in die grüne Waldpracht tönte ihr Feiergesang hinein, und tausend Vogelstimmen schmetterten im vollen Chore dazu. Heinrich stand schon völlig gekleidet und zu seinem Gange nach der Stadt gerüstet vor des Alten Lager.

„Peter," sagte er nach dem herzlichen Taggruße, „hat den Hirsch bereits aufgeladen, und ich will meinen Weg antreten. Mit dem Wild hoffe ich ein gutes Geschäft zu machen; auch werde ich nach Briefen fragen; vielleicht hat der Bruder geschrieben."

„Geh' mit Gott! mein Sohn," versetzte der Alte, — „was das Zweite aber betrifft, so hoffe nicht zu viel. Des Kaufmanns Glück ist so beweglich wie die Welle."

„Ihr vergeßt aber," fiel Heinrich ein, „daß mir der Bruder zuletzt geschrieben, wie er eben ein Unternehmen eingegangen, das gewiß glücklich ausschlagen werde, und dessen Ergebniß er mir bestimmt, ohne das Geld weiter zu verwenden und auf Glück zu bauen, zusenden würde.'

„Er hat es versprochen," warf der Alte gelinde ein, „aber vergiß nicht, daß der Kaufmann ewig ein Spieler ist, daß neuer Gewinn zu neuem Wagniß reizt: und dann die Entfernung, lieber Sohn!"

„Vater!“ unterbrach Heinrich, ein wenig verletzt — „ich weiß nicht, warum Ihr so wenig Vertrauen ſetzt auf meinen Bruder; er iſt wahrhaftig ein ehrlicher Mann. — Ihr baut doch ſonſt ſo viel auf Menſchen und auf Redlichkeit.“

— „Daß er ehrlich iſt,“ ſagte der Alte noch freundlicher, „das glaub' ich auch beſtimmt, weil du es mir ſagſt. Nur warnen wollt' ich dich, nicht auf trügeriſche Hoffnung zu bauen; je überraſchender der Verluſt, um deſto ſchmerzlicher enttäuſcht er uns. Und glaube mir, Sohn, der ich das Leben geprüft, der ich die Welt durchwandert, und Tauſende von Menſchen in und aus ihrer Seele kennen gelernt habe, glaube mir, daß oft der beſte Wille nicht kann, daß der Menſch ſchwach wird im Verhältniß, und daß es die ſchönſten Reize ſind, die ihn meiſt verführen. Denke dir: dein Bruder gewinnt — mit dem Gewinne eröffnet ſich ihm die Ausſicht zu neuem Gewinne: wird er dieſen fahren laſſen? — Schwerlich — er wagt weiter — es ſchlägt ein und wächſt ſo wie die Lawine. Er freut ſich ſeines Glückes — der Kaufmann mit Leib und Seele kann nicht unthätig zurückbleiben, wenn neues Wageglück, neue ſchöne Ausſicht lockt; ſeine Thätigkeit iſt ſein Sporn. —

Aber die Lawine wird desto schwerer und reißender, je näher sie dem Thale zurollt — ein Baumstamm, ein Fels tritt ihr jetzt in den Weg und — sie zertrümmert mit einem Male. Das hat die Erfahrung tausendfach gelehrt. —

„Das thut mein Bruder nicht," — fiel Heinrich rasch und feurig ein, — wie ich ihn kenne, gewiß nicht! Er liebt mich — liebt mich so stark, wie ich ihn liebe; das kann, das wird er am Bruder nicht thun. Ich baue fest auf ihn."

„Zürne mir nicht, guter Sohn," — fiel der Alte wieder ein und milderte das Herbe, Untröstliche der Worte durch sanften Blick und Ton — „wenn ich dir noch einmal rathe, nicht fest zu bauen. Du wirst den größten Schmerz erst fühlen, wenn du bereits und unwiederbringlich verloren hast. Jetzt warst du noch immer reicher an guter Aussicht, als an schlimmer. Aber um dein selbst willen, um der Liebe zu deinem Bruder willen, baue nicht zu fest. Bist du getäuscht — könnte sich leicht deine Liebe in Haß gegen den Bruder wenden. Die Schaam — doch getäuscht zu sein — vor uns, würde auch noch ihr Bittres, würde den Groll hineinmengen. — Ich meine es ja recht gut mit dir, mein Heinrich! — Sieh! guter Sohn," —

ſagte er nach einer Weile und faßte den Jüngling an der Hand und ſah ihm liebevoll in die treuherzigen Augen, — „du haſt meine Anna recht lieb — guter Heinrich. Nicht wahr? Denn warum wäreſt du denn hier in dieſer Einöde geblieben, du, den das Leben hinauslockt gewaltſam, und die Welt in ihre fröhlichen Kreiſe ruft? Des alten, guten Förſters wegen gewiß nicht. Du liebſt meine Anna — Ihr habt Euch Beide mir verrathen, ohne daß Ihr's wolltet — ohne daß Ihr ſelbſt wußtet, was Ihr beſtimmt fühlt. — Ich weiß, Heinrich, du wirſt meine Kinder nicht verlaſſen; denn laſſe noch einige Tage kommen — und ſie haben keinen Vater mehr — "

„Nein — nein" fiel der Jüngling raſch ein, und ſein Auge ſchimmerte feucht.

„Tröſte und täuſche dich und mich nicht;" — fuhr der Vater fort — „ſei wahrhaftig, wie ich es bin. Ich fühle mich. — Wenn du dann meiner Anna Gatte, meines Jacobs Vater werden willſt, und deine Hoffnung hat dich betrogen: ſieh! da geht dir ja ein doppeltes Glück unter. Mit der Liebe die Zuverſicht! Jetzt hängt dein Herz vielleicht nicht an dem ſchlimmen Gelde, aber dann — dann, wenn es das Glück

deiner Liebe ſchaffen ſoll, und ſein Verluſt ſie zertrümmert!? Wie dann, Heinrich? Wer fürchtet, wird durch den Verluſt nicht ganz vernichtet, durch glücklichen Gewinn aber doppelt freudig überraſcht. — Und wollteſt du auch darauf rechnen, daß der Graf an meiner Stelle dich in der Förſterei beſtätigt: — wird, was für uns vier genügſame Menſchen kaum zureichte, für Euch zureichen, wenn Euch der Himmel mit Kindern ſegnet, noch zu geſchweigen, daß Jacob, wie er allmählig heranwächſt, immer mehr braucht, woran du es ihm gewiß nicht fehlen laſſen wirſt? Laß dann nicht die herbe Armuth zu ſchnell deinen Ehe- und Liebeshimmel trüben!"

„Vater!" antwortete Heinrich nach einer Weile, durch das Gewichtige der Gründe in etwas verdüſtert, und hatte die Augen niedergeſchlagen — „glaubt Ihr, Vater, daß ich das nicht auch bedacht? — Laßt ihn kommen, dieſen äußerſten Fall, wenn es dem Schickſal Vergnügen macht, mich ſo zu prüfen. Laßt ihn kommen! Ich habe noch zweihundert Thaler baar im Vermögen, dieſe laſſe ich Anna zurück. Sie miethet ſich unten im Dorfe ein, oder die Gräfin, die eine gute Frau iſt, gibt ihr eine Wohnung umſonſt; Anna iſt geſchickt, ſie arbeitet kunſt-

reich — man lebt hier billig. Von zweihundert Thalern kann Anna und Jacob, der bis dahin immer noch Kind bleibt, zwei Jahre leben. — Ich ziehe hinaus in die Welt. Die Flöte spiele ich so ziemlich — Fleiß und Liebe werden mich begeistern — in zwei Jahren kann ich Etwas erworben haben. Oder ich gehe nach Rußland, nach Amerika! ich verdinge mich hier und dort. In zwei Jahren, glaubt mir, Vater, läßt sich schon etwas erwerben — mit festem Willen, mit sicherer Kraft — und die fühle ich in mir. Denn ich will ja, Vater! Abtrotzen kann ich es dem Schicksal; das Glück bannen an mich; denn ich will ja — ich bin begeistert für meinen Plan; ich werde erwerben, in zwei Jahren gewiß so viel erwerben, daß ich eine Hütte, einen Heerd und ein Feld erwerben kann, so viel, als uns Alle ernährt. Ich werde Landmann. Und meine Thätigkeit wird da nicht stille stehen, glaubt nicht, daß die Liebe mich nicht noch höher begeistern wird. Glaubt das nicht, Vater! Ich will es ja. Und Anna — Anna ist Eure Tochter und ist Anna zugleich, das reine, edle, treue Herz; sie wird mir treu bleiben, bis ich wiederkehre — und zwei Jahre sind nur ein Gedankenflug; die Liebe, der Fleiß, die Aussicht, die Hoffnung — Alles,

Alles wird sie verkürzen und beleben! glaubt mir das, Vater!"

Der Jüngling hatte bei den letzten Worten das Antlitz in die Höhe gehoben, sein Auge blickte begeistert, die Wangen waren geröthet, und Zuversicht und Freude drückte sich aus in dem Tone seiner Stimme.

„Darauf baue," rief der Greis jetzt freudig, und mit erhöhter Stimme, „darauf vertraue du, mein geliebte edler Sohn! Dieses wird dich nicht täuschen und trügen; diesen Glauben, diese Kraft halte fest. Sie haben mit dem Zufalle nichts zu schaffen. Auf dich selbst gründe dein Glück! Nur das wollte ich hören, mein Heinrich, — um beruhigt zu sein. Ob nun dein Bruder helfe oder nicht; dein Segen ruht in dir, und mit ihm dein Glück. Ich segne dich! Ich danke dir, Vater im Himmel, daß du mir für meinen Lebensabend, für meine Sterbestunden, solche Wonnen bereitest."

Er schlang den Arm um den Hals des Jünglings und drückte ihn innig an sich. — „Ihr werdet noch Alle glücklich werden!" betete er und hob die Blicke zum blauen Himmel, der in azurner Morgenpracht durch die Zweige strahlte.

Da hüpfte Anna, Jacob an der Hand, her-

ein, angehaucht von der Morgenluft, wie eine Rose, Frieden und Wonne, und die stille selige Liebe in Mienen und Augen, und grüßte Vater und Geliebten.

Heinrich verbarg seine Rührung, er nahm Abschied und versprach des Abends, oder zum längsten am folgenden Morgen, wieder zu kommen. Er ging.

Der Vater grüßte liebend seine Kinder.

Anna reichte dem Vater später seinen Trank, welchen der Arzt blos als Linderungsmittel zu gebrauchen, vorgeschrieben hatte. Denn aufgegeben hatte er ohnehin die Hoffnung, den Kranken genesen zu sehen, und hatte es dem herzkräftigen Greise nicht zum Geheimniß gemacht. Er erzählte der Tochter sein Gespräch mit Heinrich und zauberte bald den Zug der Wehmuth, bald den Rosenhauch der Liebe auf die Wangen der Lieblichen. — Am Abende kam das Fieber wieder, der Greis lag bleich, mit Schweißperlen auf der Stirne und schwer athmend da; kein Klagelaut aber kam über seine Lippen. Die Tochter trat oft vor sein Lager, und neigte sich über ihn mit Milde und Liebe, und kämpfte die herausdrängenden Thränen zurück. —

Jacob war vor einer Weile hinausgehüpft, und kam jetzt leise und scheu herein. Er schmiegte

sich an Anna, die am Fenster saß, und küßte ihr schmeichlerisch die Hand.

„Hast du dein Butterbrod schon aufgezehrt?“ fragte die Schwester.

Der Knabe lächelte verlegen.

„Du hast es gewiß wieder dem Nero gegeben,“ schmählte Anna.

„Nein! Nein!“ sagte Jacob ganz leise und kletterte auf den Stuhl neben die Schwester, schlang seinen Arm um ihren Hals, und küßte sie mehrmal und legte endlich seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte: „Bitte, bitte, Anna, gieb mir ein anderes Brod — meinetwegen trocken.“ Und er streichelte ihr die Wangen wieder.

„Gern,“ sagte sie lächelnd, „wenn du mir sagst, wo du das Erste hingethan.“

„Es kam,“ begann der Knabe eben so leise und geheimnißvoll, „der arme Wilhelm, der weder Vater noch Mutter hat; bis jetzt war er bei Schneiders, die haben aber heut' das achte Kind bekommen, und sagten ihm, er sollte nun irgendwo anders hingehen und bitten, daß man ihn aufnehme. Er war den ganzen Nachmittag am Kirchhof, auf seiner Mutter Grab; jetzt kam er zu mir herauf, und weil ihn hungerte — ach Schwesterchen“ unterbrach er sich wieder — „sei nicht böse, bitte.“

„Darf ich Euer Geheimniß wiſſen?“ fragte jetzt der Vater, der ſich inzwiſchen erholt, und die verſteckte Verhandlung ſeiner Kinder mit angeſehen hatte.

„Der arme Wilhelm,“ berichtete Anna, „iſt draußen. Du wirſt dich des Tagelöhners noch erinnern, der vor zwei Jahren in der Lehmgrube verſchüttet wurde. Sein Weib wurde darüber tödtlich krank und ſtarb ein Jahr darauf. Jetzt hat der Schneider ein achtes Kind in's Haus bekommen und da mochte ihm der arme Wilhelm zu viel werden. Er hat ihn angewieſen, ſich einen andern Pflegevater zu ſuchen. — Jacob hat ihm ſein Abendbrod geſchenkt — und nicht wahr, Vater! dafür hat er zwei verdient?“

„Nur Eins,“ belehrte der Vater, „er könnte ſonſt immer ein Brod verſchenken, um dafür zwei zu bekommen. So leicht macht es uns aber das Leben nicht.“

Der Knabe hüpfte jetzt zum Bette des Vaters, und küßte ihm dankbar die Hand.

„Was wird Wilhelm aber jetzt anfangen?“ fragte der Vater, zu Jacob gewendet, während Anna ihm das Brod bereitete.

Der Knabe zuckte die Achſeln und ſagte dann: „Ach, er hat weder einen Vater, noch eine Anna,

noch einen Heinrich! Er ist ganz arm — sehr arm. Er wird wohl im Walde schlafen müssen und — sterben." Dabei rannen dem Jacob die Thränen still und reich über die Wangen herunter.

„Und will ihn Niemand aufnehmen?" fragte der Vater weiter.

„Er war in einigen Häusern," erzählte Jacob weiter, „da bedauerten sie ihn, aber wiesen ihn weiter, und sagten, wenn er einen Ort gefunden, wollten sie ihm gern alle Monat etwas beitragen. Dann ging er auf den Kirchhof, und saß auf dem Grabe der Mutter, und hat da wohl hundert Mal das Vater Unser gebetet." —

Der Alte schwieg und schien bei sich nachzudenken.

Jacob, dessen Thränen noch immer rannen, schmiegte sich nun näher an ihn, streichelte seine Hand und begann endlich in abgebrochenen Sätzen: „Väterchen! du sagtest schon mehrmal, daß du bald sterben wolltest, und da haben wir dich nicht mehr, und sind um Einen weniger. Statt deiner könnte nun Wilhelm hier essen, — ich — —" die Stimme versagte ihm.

„Ei, du böser Junge," fiel nun der Vater lächelnd über das unbefangene Geständniß

des Kindes ein, „willst du mich denn gern todt haben, um meinen Platz zu ersetzen? Warte —"

„Nein! nein!" unterbrach schluchzend und in dem verdoppelten Schmerze, mißverstanden zu sein, Jacob, „ach! nein, mein Väterchen — ich will — ich bekomme so viel — ich will mit ihm theilen —" er drückte das Haupt in die Kissen. —

„Du bist ein guter Junge!" sagte der Vater jetzt tief gerührt, und streichelte des Sohnes Lockenkopf; „sage dem Wilhelm, er könne bei uns bleiben, wenn er fromm und gehorsam bleibt; bring' ihn herein. Du mußt aber auch Heinrich darum bitten, daß er's erlaube; denn Heinrich wird nun bald, statt meiner, dein Vater werden."

„Also darf er kommen?!" rief nun Jacob, und wischte sich mit beiden Händen die Thränen aus den Augen und flog hinaus. Er trat mit dem blassen, hübschen sechsjährigen Wilhelm herein. Man kündigte diesem an, daß man ihn behalten wolle, wenn er fromm und gehorsam bleibe; und der Knabe küßte dankbar des Greises Hand. —

Dann setzte er sich schweigend auf die Ofenbank. Der Ernst, welcher auf den Zügen des

Knaben ruhte, gab kund, daß er die ganze Größe seines Elends, seines Verlassenseins, begreife und ermesse. Er weinte nicht mehr — der bittre Schmerz schien ihm die Thränen vertrocknet zu haben, und doch war in den Zügen Milde und Gutmüthigkeit; aber das Antlitz hatte fast den festen, bestimmten Ausdruck eines durch harte Schicksale geprüften Mannes. —

Jacob hatte in der Freude über das Ereigniß vergessen, sein Brod zu essen; er ließ es unangerührt auf dem Tische liegen. Dafür nahm er aber bald sein Buch, und versprach Wilhelm die Buchstaben zu lehren, bald wollte er ihm Netze flechten lehren — bald theilte er ihm sein, meist von Heinrich zum Geschenke erhaltenes Spielzeug, mit. — Eine selige Wonne erfüllte sichtbar seine Brust. Das Edle, Wahre Reine liegt ja schon in der Kinderseele des Menschen, und die Zeit macht den goldenen Saamen gedeihen, oder — das Unkraut erstickt ihn später.

Auch in Anna's Antlitz schwamm das selige Gefühl der guten That, des Lieblingstriebes ihrer reinen Seele. —

Der Vater wandte sich auf die Seite, und blickte hinaus in das Laubgrün und betete: „Vater, ich danke dir für meine Kinder! Du hast

mich reich gemacht in ihnen. Jetzt in meinen letzten Stunden haſt du mir die Seligkeit gewährt, in ihre Seelen hinabblicken zu können, und deine Gnade hat gewaltet. In der Beſchäftigung des Tagwerkslebens entgingen mir die reinen Züge, und ſo hat deine Gnade für alle Stunden und Orte des Lebens einen lichten Augenblick den Menſchen gegeben; dem Mittag ſein Licht, dem Abend ſeinen Purpur, der Nacht ihre Sterne! Dein Name ſei gelobt!" Er endigte — das Auge ſchwamm ihm in Thränen. — Die Nachtigall im Fenſter aber begann ihre ſchmelzenden Melodien in die Walddämmerung hinaus zu ſchmettern, ſo ſeelenvoll und ſchmachtend, daß in der Hütte Alles mit angehaltenem Odem lauſchte.

— Als es ſtärker dunkelte, ſagte Anna: „Ich werde das Gehöfte ſchließen; denn heute kommt Heinrich doch nicht mehr."

„Wohl nicht," antwortete der Vater; „aber morgen frühzeitig." —

Als Anna ſich ſpäter in ihr Bettchen legte, und gebetet hatte, — lispelte ſie noch einmal leiſ' und ſcheu: „Gute Nacht, mein Heinrich! gute Nacht!" Und der Mond zitterte durch die ſchwanken Zweige herein, und brachte ihr Heinrichs Liebesgruß, und goß ihr Ruhe und Schlum-

mer auf die süßen Augenlieder, und verklärte mit seinem Gold das schönste Antlitz.

Dritter Tag.

Heinrich kam erst gegen Mittag zurück. Er warf die schwere Jagdtasche auf den Tisch neben sich, und setzte sich, nachdem er Alle freundlich begrüßt, ermüdet nieder. Anna trug ihm das Frühstück auf, und Jacob stellte ihm den neu acquirirten Hausgenossen vor, indem er zugleich förmlich um die Beistimmung zum Bleiben bat. Heinrich strich sich den Schweiß von der Stirne, er war abgemüht vom raschen Gange — und lächelte sonderbar vor sich hin, that auf des Alten Fragen auch sehr zerstreut.

„Hast du mir etwas mitgebracht?" flüsterte ihm Jacob in's Ohr. — Heinrich bejahte, und antwortete zugleich auf des Vaters Frage, wie er den Hirsch verkauft, mit: „sehr gut! sehr gut!"

„Anna," — fuhr er, die frische, labende Milch hinuntergießend, fort — „bitte, nimm das aus der Waidtasche."

Sie folgte und packte zuerst eine Geldrolle heraus. „Zehn, funfzehn, ein und zwanzig!" zählte sie und ließ das Geld auf den Tisch rollen.

„Es sind noch einige andre Sachen darin," sagte Heinrich wieder, vor sich hinlächelnd.

Der Alte dachte vor sich, als er das befremdende Wesen des Jünglings gewahrte: Der hat entweder keinen, oder einen betrübenden Brief bekommen, und das macht ihn verlegen vor uns; wir wollen ihn darum lieber nicht fragen.

„Ach!" rief plötzlich Anna freudig erstaunt, und klatschte die Händchen zusammen, als sie das erste Papier geöffnet, und ein schönes, seidenes Festtagskleid und einen neuen sammtnen Spencer darin gefunden hatte.

Jacob hüpfte schnell herbei, und lauschte, während die Schwester ihre Herrlichkeiten ausbreitete, ob auch nicht für ihn aus der gabenreichen Tasche ein Geschenk herauskäme.

„Heinrich! Heinrich!" sagte der alte Vater halb drohend, halb freundlich lächelnd, — und — „aber Heinrich!" fiel Anna ein, mit Freude gerötheten Wangen.

„Es ist Morgen dein Geburtstag, Anna," sagte Heinrich schlau lächelnd, „glaubst du, daß ich das vergessen habe? — Doch sieh zu, es muß noch Einiges darin stecken."

Anna langte rasch hinein. Es war etwas Schweres in einem Papiere, — sie entfaltete es,

Schmuck an die Bruſt, ihn ſo feſter zu halten, und brachte aus der Taſche eine neue, dicke Brieftaſche heraus. Um ſie zu öffnen, brauchte ſie den Mund dazu, Heinrich erhob ſich lauſchend, und — „Ach! ach! ach! — mein Gott!“ ſtotterte Anna, als eine Banknote nach der andern herausfiel: es waren ihrer zwanzig, eine jede von 500 Thalern.

Sie breitete nun den ganzen Schatz auf das Bett vor dem Vater aus, der ſich ſprachlos erhob und das viele Geld anſtaunte. — Jacob kehrte nach einem flüchtigen Blick darauf zu Wilhelm und ſeinem Spielzeug zurück.

„Vater!“ ſagte jetzt Heinrich, und faßte des Alten Hand; „mein Bruder hat Wort gehalten. Zehntauſend Thaler hat er mir geſchickt, die Andern zehn folgen bald darnach. — Jetzt müßt Ihr ihm das Unrecht abbitten, das ihm Euer Mißtrauen gethan, und jetzt ſollt ich Euch ausſchmähen, weil mein Glaube geſiegt hat.“

„Der Zufall hat geſiegt und das Glück, mein lieber Sohn!“ — ſagte der Vater mit leuchtenden Blicken, „ich theile deine Freude aus innerſter Seele, weil ich dir ja das Glück gönne, mehr als mir. Und deinem Bruder —

ja! dem sei feierlich das Mißtrauen, das ich hegte, abgebeten."

Heinrich sank an des Alten Brust; Anna kniete neben dem Bette; sie hatte noch immer die Sprache nicht gefunden.

„Aufrichtig gestanden," sagte jetzt Heinrich, „ich ging mit wenig Vertrauen hinein; ich war selbst schon für den gänzlichen Unglücksfall getröstet, und noch dann, als mich der Kaufmann Reichard, in dessen Comptoir ich nach einem Briefe vom Bruder fragte, hinauf in sein Kabinet bescheiden ließ, glaubte und hoffte ich nichts anders, als ein vertröstendes, oder wieder zertrümmertes Glück bringendes Schreiben zu finden. Ich hätte, bei Gott! dies auch mit gleichgestimmter Seele ertragen; dazu hat mich Eure Lehre von gestern erhoben. Aber, Vater, wie groß war meine Freude! Ach wie selig war die Freude! Die schöne Louise, die Tochter des Banquiers, welche zufällig eintrat, als ich die Quittung schrieb, gratulirte mir recht freundlich dazu; das, meine ich, haben ihre freundlichen Blicke sagen wollen; denn von dem, was sie sagte, habe ich kein Wort verstanden. Ich küßte ihr die Hand, statt aller Antwort; das hatte sie nicht erwartet, denn sie zog sie verlegen zurück; ich aber stürmte fort, und —"

„Und," fuhr der Jüngling in freudiger Hast zu erzählen fort, „holte schnell Anna's Kleider vom Schneider, wo ich sie schon früher bestellt, nach einem Muster, das ich Annen gestohlen. Wie ich an einem Goldschmiedsladen vorbei ging, fuhr mir der kluge Gedanke durch den Sinn: Derlei Sachen sind so gut, wie baares Geld, und also keine Verschwendung, und Anna ist das schönste, lieblichste Mädchen auf der Welt, folglich ist's billig, daß sie auch das Schönste besitze! — So kaufte ich den Schmuck; und Bruder Jacob habe ich auch nicht vergessen. Den Hirsch aber, Väterchen, den habe ich diesmal gewiß zu wohlfeil verkauft: Vergieb mir's; ich hatte den Kopf zu voll von andern Dingen." —

„Aber, Heinrich!" — begann nun Anna, und blickte noch immer in ihrer knieenden Stellung zu dem Jüngling lächelnd auf, wie das junge Morgenroth, — „wodurch hab' ich denn Alles das verdient?"

„Mehr! mehr!" rief der entzückte Jüngling, „und wodurch hab' ich denn dich —"

— Er stockte verlegen. „Der arme Heinrich," sprach nun der Vater, „liebte die arme Anna; — hat der reiche nun denselben Wunsch?"

„Vater!“ sagte Heinrich verletzt, und sein Blick dunkelte sich. —

„Guter! ich wollte dich nicht verletzen,“ beschwichtigte der Alte. —

„Jetzt brauch' ich,“ sagte Heinrich, schnell begütigt durch des Alten treuherzigen Blick und Anna's schwimmende Augen, „weder mit der Flöte durch die Welt, noch nach Amerika, noch sonst wohin zu gehen. Ihr haltet nun auch Euer Wort, Vater! und von den zwei Jahren Harrens und Mühsals ist gewiß weiter nicht die Rede mehr. — Wir kaufen das neue Herrengut, das der Graf losschlagen will, und sind selbst eine Herrschaft.“

Der Vater hatte die Hände gefaltet; er bewegte seine Lippen; er betete. — Die Kinder thaten desgleichen, — Heinrich war neben Anna niedergekniet.

„So segne ich Euch denn, in unsers guten Gottes Namen,“ rief der Alte begeistert und feierlich, „lebt glücklich in seiner Liebe und seiner Furcht. Wie ich ihm danke, daß er über meinem Abend den Morgenstern Eures Glückes hat aufgehen lassen, so danket ihm und betet, daß er Euch dereinst auch ein solches Ende schenken möge. — Ich aber werde scheiden, glücklich und freudig. Klaget nicht! Denkt,

der Leidende würde nur Euren seligen Liebeshimmel stören durch seine Leiden, er würde doppelt leiden, wenn er nicht mitfühlen könnte, doppelt durch das Bewußtsein, sich und Euch ein Leidender zu sein. Ich habe zwei Bitten; die eine: Weint nicht und klagt dem Himmel nicht, der Alles wohlgethan; die andere: Gedenkt meiner ohne Schmerzen. Sendet mir freundliche Grüße nach in das Jenseits, und weil es ein schönes, erhabenes Gefühl ist, im Angedenken guter Menschen zu leben, so erzählt Euren Kindern und Enkeln von mir und von meiner Liebe zu Euch. Amen."

Alle waren in der wehmuthseligen Gewalt des Augenblickes in Thränen zerflossen; auch die beiden Knaben kamen, und knieten am andern Ende des Bettes nieder. —

„Nun aber singt mir das hohe, stärkende Lied," rief er, „das ich am liebsten sang in Freuden, wie in Schmerzen."

Und er stimmte an:

„Großer Gott, wir loben dich,
„Herr, wir preisen deine Güte —"

und Anna und Heinrich und die Knaben fielen ein in den Feiergesang: „Großer Gott, wir loben dich," daß ein Choral hinausklang in die Waldpracht, und tausend Vogelstimmen dazwi-

schen schmetterten und die Sonnenglut hereinbrach durch das Fenster, die schöne selige Gruppe verklärend.

Wie das Lied ausgesungen war, neigte der Vater sein Haupt, und entschlief sanft lächelnd; aber es war noch nicht der Tod, der ihn beschattete, es war ein leiser Schlummer, der seinen Odem auf ihn goß, und den in Wonne Ermatteten umschlang.

Vierter Tag.

Jacob stand am Bette des Vaters. „Wenn ich todt bin," lehrte dieser, „so gehorche Heinrich, wie mir, liebe ihn und die Schwester von ganzem Herzen; sei fromm und gut, und wenn du etwas unternimmst, so nimm dir Heinrichs Handlungen zum Beispiel."

„Aber, Vater!" warf der Knabe ein, „wie wirst du es denn wissen, ob ich fromm oder böse gewesen bin, und wie kann ich es dir sagen?" —

„Komm an mein Grab," fuhr der Vater fort; „was du immer gethan hast, erzähle es mir. Wohl werde ich nicht zu dir sprechen können; aber ich werde dich auch unsichtbar umschweben. Und dein Herz wird dir sagen, wenn du etwas Böses begangen hast; freuen wirst du

dich aber und recht herzlich meiner gedenken, wenn du nichts Böses gethan haſt. Hüte dich vor der Lüge: haſt du ſie aber einmal begangen, ſo bereue ſie an meinem Grabe, und verſprich, nie wieder in dieſen Fehler zu verfallen."

Da trat Anna an Heinrichs Hand herein, ſelige Liebe in den Blicken. Sie hatten ſich zum erſtenmale in den heiligen Hallen des Waldomes an der Bruſt gelegen, und das erſte ewige Wort der Liebe geſprochen. —

„Heinrich!" rief Jacob, und hüpfte ihm entgegen, „der Vater hat geſagt, ich ſollte ſo gut werden, wie du, und mir dich zum Muſter nehmen."

Heinrich lächelte und ſagte: „Es gehört gar ſo wenig dazu, gut zu ſein, daß ich nicht begreifen kann, wie ſich die Leute ſo mit dem Böſen abmühen können."

Anna ſetzte ſich an's Fenſter zu ihrer Arbeit, und der Vater gab dem Jacob einen Wink, worauf dieſer die Hütte verließ. Bald wurde er draußen vor dem Fenſter ſichtbar, wohin er geklettert war, und hatte Annen, ehe ſich's dieſe verſah, einen Kranz friſcher Veilchen in die blonden Locken gedrückt.

Dieſe ſenkte erröthend die Blicke und trat mit Heinrich vor das Bett. „So ſegne ich

denn die Braut und den Bräutigam!" sagte der Vater; „nicht den traurigen, leichenduftenden Rosmarin will ich dir in die Locken flechten lassen; denn die junge Liebe darf nicht an den Tod erinnert werden. Die ersten Frühlingsblumen aber sind so treu und schön, wie Euer Glück. Möge es ewig ein Frühling sein. — —"

Des Nachmittags kam das Fieber mit erneuter Heftigkeit. Der edle Greis verbarg die starken Brustschmerzen, die er fühlte, durch ein Lächeln. Die Kinder umstanden alle betrübt sein Lager. Später phantasirte er; verneinte aber, mit dem Haupte schüttelnd, als ihn die Geliebten fragten, ob sein Zustand schlimmer geworden sei. Er lag eine lange Zeit ruhig und abgespannt; endlich reichte er einem Jeden die kalte Hand und sagte: „Lebt wohl!" Dies war sein letztes Wort; der Hauch des Todes lag schon schneeblaß auf seinen Zügen. Er lächelte, aber selig; — wie jetzt das Abendroth durch die Zweige hereinstrahlte und die Gruppe seiner Kinder verklärte und des Zimmers Decke mit goldenen Flammen beleuchtete, da neigte er das Haupt und sein Auge dunkelte. — Jetzt schmetterte die Nachtigall im Käfig laut und melodisch auf und ihr letzter Ton, den sie an-

hielt, war wie einer gewaltigen Sehnſucht Hauch. — Der Alte erhob hierbei noch einmal das Haupt, das Auge öffnete ſich, er winkte mit der Hand in letzter Anſtrengung gegen das Fenſter, die Lippen zuckten, aber tonlos, es war, als hätte er das Wort „frei!“ ausſprechen wollen. Keiner verſtand ihn; er wiederholte ſeine Anſtrengung: da glaubte der kleine Wilhelm, der ebenfalls weinend am Bette ſtand, den Wink zu errathen; er ſprang ans Fenſter, öffnete den Käfig und ließ den Vogel frei hinaus fliegen. Laut ſchmetternd flatterte dieſer in die grüne Freiheit, und ſelig lächelnd über das Willfahren ſeines Wunſches, ſchloß der Greis die Augen und athmete zum letztenmale. — Die freie Seele ſchwang ſich empor mit der Melodie des Nachtigallenklanges. —

Um das Bett ſtanden die Kinder, und hemmten ihre Thränen nicht; — ſie reichten ſich über der Leiche die Hände und ſchwuren: zu leben, wie der Geſchiedene, damit ſie auch dereinſt eines ſolchen ſanften Todes ſterben möchten. —

Drei Monate ſpäter.

Vom Hochzeitsmahle, welches ſie in der Waldhütte hielten, ging das neue Paar, Frohſinn und Seligkeit in den ſchönen Zügen, mit dem

kleinen Wilhelm nach ihrer neuen Besitzung. Jacob war vorausgeeilt. — Ihr Weg führte sie über den Kirchhof. An des Vaters grünem Hügel kniete Jacob, mit dem Rücken gegen die Kommenden gewendet. Sie nahten sich leise, und belauschten sein lautes Gespräch. „Lieber Vater," betete der Kleine, „ich habe heut Morgen und so auch Mittags gebetet, ich war folgsam und still, Heinrich und Anna lobten mich; ich habe nicht gelogen; mein Herz klopft nicht vor Angst und ich liebe dich, mein guter Vater, so herzlich, wie ich dich liebte, da du noch lebtest. Gute Nacht, Väterchen." — Die Lauschenden traten nun näher, und umschlangen sich zur seligen Gruppe und stimmten betend ein in Jacobs: gute Nacht! — Anna nahm den Veilchenkranz vom Haupte und legte ihn auf das Grab. — „Hier mögen diese Blumen verblühen," sagte sie; „du aber wirst auferstehen."

Sie gingen in heiliger Wehmuth nach ihrem Hause. —

Der angenommene Wilhelm folgte später dem Drange seiner Sehnsucht in die Welt hinaus; er ward Kaufmann und von Heinrichs Stiefbruder zum Schwiegersohn erwählt. Mit dem Gelde hatte jener treulich Wort gehalten.

Jacob ward ein tüchtiger Forſtmann, und lebte glücklich. In Heinrichs und Anna's Kindern verjüngte ſich ihre Seligkeit. Sie leben noch beide jetzt in männlicher Schönheit.

Ich habe dir, lieber Leſer, hier eine Geſchichte ohne Verwicklungen und intereſſanter Spannung erzählt; aber es iſt eine wahre Geſchichte von Menſchen, die auch in ihrer Verborgenheit auf des Lebens Gipfel ſtehen. —

Die Liebe am Fenster.

Humoristische Erzählung.

Mein Quartier war sonst das ruhigste, das sich denken läßt, aber seit einigen Wochen konnte ich darin zu keinem vernünftigen Gedanken kommen, so tobte und lärmte Alles um und neben mir. Der Student mir grade gegenüber, dressirte seinen Pudel in der Stube, und das arme, wahrscheinlich nicht sehr talentvolle Thier, schrie und heulte bei seinen unfreiwilligen Lernstunden oft auf so gräßliche Art, daß es mir, der ich ein sehr weiches Gemüth habe, oft durch das Innerste der Seele schnitt. Hatte der studirende Lehrmeister sein Amt für einen Tag beendigt, so schöpfte ich wieder freieren Athem, schnitt die Feder neu, und suchte meine Arbeit herbei, aber kaum waren einige Zeilen zu Papier gebracht, so fiengen die beiden Papageyen der kleinen koketten Wittwe, welche unter obbemeldetem Studiosus wohnt, eine kreischende

Unterhaltung an, über welche ihre schöne Besitzerin sich vor Vergnügen halb krank lachen wollte, und zu der sie die Herren Amerikaner deshalb noch beständig ermunterte.

An Arbeit war nun nicht mehr zu denken, und wollte ich mein liebes, mir so werthes Zimmerchen nicht gänzlich verlassen, so blieb mir nichts übrig, als an das Fenster zu treten, und mit der Nachbarin vis à vis zu liebäugeln. Sie schien mir eine große Liebhaberin dieser kleinen verliebten Scharmützel, doch wagte ich nie einen direkteren Angriff, zu dem mich mancher freundliche Blick wohl hätte ermuthigen können, denn mir war zu Ohren gekommen, daß das scharmante Weibchen die Thaler ihrer Anbeter mehr noch als die Anbeter selbst, liebe, und ich fühlte kein Behagen, ihr meine kleinen Ersparnisse zufließen zu lassen. Deshalb ließ ich sie ruhig über meine Blödigkeit aburtheilen, und begnügte mich mit dem unterhaltenden kleinen Kriege, den wir stets recht lebhaft gegen einander führten.

Doch Frauen der Art, wie meine Nachbarin, sind im Kleinen, wie im Großen, immer unbeständig. Die schöne Wittwe war daher auch das Geschwätzes ihrer Papageyen in der Regel sehr bald überdrüßig, und trat vom Fenster

zurück. Sogleich that ich ein Gleiches, und eilte wieder zum verlassenen Schreibtische, aber noch ehe ich mich einigermaßen sammeln und meine Gedanken in Ordnung bringen konnte, fing die Opernsängerin Tinterella, welche eine Treppe tiefer wohnt, als meine Wenigkeit, ihre Gesangsübungen an. Bekanntlich ist sie erste Sängerin der hiesigen großen Oper, und als solche im Besitze aller schwierigen Parthien.

Wollte ihr nun irgend eine schwere Stelle, irgend ein künstlicher Lauf nicht recht gelingen, so war sie im Stande, ihn zwanzig Mal zu wiederholen. Daß man dabei nicht zu schriftstellern vermag, versteht sich wohl von selbst. Aergerlich warf ich also die Feder abermals fort, fuhr in meinen besten Rock, und trabte durch die Straßen der Stadt, bis ich hoffen durfte, daß Signora Tinterella ihre Lunge erschöpft haben würde.

Vier Wochen war es schon so fort gegangen, und ich vermochte keine Arbeit mehr zu fördern. Was ich sonst spielend vollbrachte, das gelang mir jetzt mit der größten Anstrengung kaum. Schon kämpfte ich mit mir, ob ich nicht ausziehen, und ein ruhigeres Plätzchen suchen solle; aber zwölf Jahre wohnte ich in meinem Stübchen, und es war mir daher un-

gemein werth geworden. Ich war in meinen vier Pfählen so ganz zu Hau', jede Fliege, jede Spinne schien mir eine alte Bekannte, und schon der Gedanke wurde mir unendlich schwer, mich von meinem Quartiere zu trennen, da bestimmte ein neues Schreckniß, obgleich, einem drohenden Gewitter ähnlich, erst in der Annäherung begriffen, meinen Entschluß.

Eines Tages, als der Gesang der Signora, der so manchen Kunstkenner in das Theater lockte mich, aus ihrer Nähe gescheucht hatte, und ich nach einer unfreiwilligen Promenade von anderthalb Stunden müd und matt nach Hause kam, da vernahm ich über meinem Haupte ein Poltern und Hammern, daß ich nicht anders glaubte, als der böse Feind selbst sei in meine Nachbarschaft gezogen. Neugierde, oder wie es die Neugierigen lieber nennen, Wißbegierde, ist sonst eigentlich nicht mein Fehler, wie ich ganz aufrichtig versichern kann; hier aber konnte ich eine Frage nach der Ursache des wahrhaft höllischen Lärms nicht unterlassen. O weh! o weh! das war eine arge Botschaft, die mir zu Theil wurde. Drei Zimmer des obern Stockwerkes wurden zu einem Saale umgeschaffen, in welchem der berühmte Tanzmeister Schleicher, schon von Michaeli an, seine Tanzstunden geben wollte.

Ich hatte die herrliche Praxis dieses Mannes oft rühmen hören, wenn ich, zur Stärkung meiner Gesundheit, mein Gläschen Magenbier trank, und mir grauete vor seiner Nachbarschaft. War es wahr, was ich von ihm gehört, so durfte ich nach Michaelis auf keine einzige ungestörte, ruhige Stunde mehr rechnen. Von meiner Ruhe aber hing mein Glück ab, daher lief ich sogleich, als wenn mir der Kopf brennte, zu meinem Wirthe, kündigte, fast unter Thränen, die Wohnung auf, und zog, wegen besonderer Vergünstigung, schon acht Tage später in die neugemiethete; aber da kam ich erst recht, wie man so zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe. Zwar hatte ich die Gegend wohlweislich so gewählt, daß ich weder von Hundeerziehern, noch von amerikanischen Grünröcken, noch von Opernsängerinnen, noch von Tanzmeistern belästigt zu werden fürchten durfte, und in der That ist es auch von des Morgens früh bis des Abends spät rings um mich her so still, daß ich, wie der Herr von Münchhausen, Gras wachsen hören könnte; aber aus dem Arbeiten ward dennoch nichts.

Man höre nur, wie das zuging. Die Straße, in der meine neue Wohnung liegt, ist etwas eng. Sonst habe ich gegen diese Gäß-

chen immer sehr geeifert, habe geschrieen, daß sie der Gesundheit höchst nachtheilig wären, aber schon am ersten Tage, nachdem ich meine neue Residenz bezogen, war mir die ungemeine Schmale der Straße sehr willkommen. Wie wäre es mir, bei meinem schwachen Gesichte, sonst auch möglich gewesen, das ganz allerliebste Mädchen zu erkennen, welches in dem Hause gerade gegenüber, eine Treppe tiefer, den ganzen Tag mit ihrer Nätherei oder sonstigen weiblichen Arbeit beschäftigt, am Fenster sitzt?

Schade nur, dachte ich, nachdem ich sie wohl eine Viertelstunde lang durch meine Lorgnette recht aufmerksam betrachtet hatte, Schade nur, daß sie so überaus sittsam vor sich nieder in den Schooß sieht. Denn ich war schon sterblich in sie verliebt, und hätte nichts sehnlicher gewünscht, als ein zärtliches, wo möglich heimliches Liebesverständniß mit ihr anzuknüpfen.

In Büchern wie im Leben liebte ich bei dergleichen kleinen Händeln das Verstohlene, Heimliche gar sehr. Sind Eltern oder Vormünder zu betrügen, ein eifersüchtiger Ehemann zu hintergehen, oder eine argwöhnische Aufseherin blind zu machen, so ist ein solches Verhältniß gleich noch einmal so interessant, und verspricht auch nebenher größere Dauer.

Naht man sich dem Ziele gar zu leicht, so fällt es auch nicht sonderlich schwer, sich wieder von demselben zu entfernen. — Doch genug der Abschweifung.

Ich wurde nicht müde, das liebliche Gesichtchen meiner neuen Nachbarin mit meinen vier Augen zu betrachten. Endlich, dachte ich, wird sie doch einmal aufsehen und dir einen Blick in ihr unstreitig schönes Auge vergönnen. — Hoffen und Harren macht zwar Manchen zum Narren, doch trifft dies Sprichwort nicht immer ein. Mein Hoffen war nicht vergebens gewesen. Am zweiten Tage ließ das hübsche Mädchen, das Amalie hieß, wie ich bereits ausgekundschaftet hatte, die Arbeit sinken, und blickte auf, gerade zu mir herüber, und so freundlich, so freundlich, wahrhaftig ich konnte nicht anders, ich faßte mir ein Herz, und nickte ihr, mit der lieblichsten Miene, die ich meinem Gesichte zu geben vermochte, zu.

Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, und dennoch war es wirklich so; sie erwiderte meinen Gruß, ja, was noch mehr ist, sie legte zwei Finger des kleinen weißen Händchens auf den kußrechten Mund, ließ sie einen Moment darauf ruhen, und dann herabsinken. — Das war doch wohl das förmlichste Kuß-

fingerchen, das man ſich denken kann. Ich war außer mir vor Entzücken, und hätte das liebe Kind gleich ſo recht innig an mein Herz drücken mögen; da ich ſie aber nicht erreichen konnte, mußte das Fenſterkiſſen einſtweilen ihre Stelle vertreten, und ward von mir recht zärtlich geherzt und geküßt. Aber plötzlich ſtörte mich meine Wirthin in meiner Wonne gar garſtig. Sie trat in das Zimmer, und ich wußte nicht, wie ich ſchnell genug wieder zu der Ruhe gelangen ſollte, die mir ziemte. Sie mußte doch wohl ſo etwas gemerkt haben, denn ſie lächelte, ohne übrigens ein Wort zu ſagen, recht verſchmitzt, übrigens aber ließ ſie ſich nichts merken, und ich wußte ihr dies Dank. Aus Erkenntlichkeit beſchloß ich feſt, ihr die Miethe immer recht pünktlich zu entrichten.

Kaum war ich wieder allein, ſo eilte ich auch ſchon zum Fenſter. Amalie war noch immer müßig, und blickte herüber. Ihr erſtes freundliches Nicken hatte mich dreiſt gemacht; ich durfte nun ſchon etwas mehr wagen, und ſo wies ich ihr denn ein kleines Briefchen, indem ich ihr zugleich durch Zeichen zu verſtehen gab, daß ich wünſche, es ihr überſchicken zu dürfen. Sie bejahete meine Frage zwar nicht geradezu, aber ſie lächelte recht freundlich, und

einer deutlichern Antwort bedurfte es nicht. Schnell ward nun die Feder zur Hand genommen, und einer der glühendsten Liebesbriefe, die je geschrieben worden, stand bald auf dem Papiere. Der mußte seine Wirkung thun, das bedurfte weiter keiner Frage; aber wie ihn ihr zukommen lassen? Sie sollte von ihren Eltern etwas strenge gehalten werden, das hatte ich schon in Erfahrung gebracht. Unannehmlichkeiten wollte und durfte ich mich auch nicht aussetzen, und die Frage war daher wahrlich nicht leicht zu beantworten. Doch wenn die Noth am größten, so ist auch die Hülfe am nächsten. Hier zeigte sich das wieder recht deutlich, denn als ich so noch sinnend, und nichts ersinnend, am Fenster stand, bemerkte ich eine Blumenverkäuferin, welche so eben aus dem Hause Amaliens kam. Die Frau würde mir gar nicht aufgefallen sein, aber Amalie stellte in diesem Augenblick einen Rosenstock vor ihr Fenster, und ich durfte daher mit Recht schließen, daß sie diesen von der Händlerin erstanden habe. Ein lauter Ruf, und die runzliche Flora, der wahren Göttin der Blumen so ganz unähnlich, befand sich auf dem Wege zu meinem Zimmer.

Einige Groschen, welche ich ihr über den verlangten Preis der Blumen gab, die ich ehrer-

halber erſtand, machten ſie ſogleich zu dem Liebesdienſte bereitwillig, den ich von ihr heiſchte; nur ſagte ſie, daß ſie meinen Brief wahrſcheinlich erſt in einigen Tagen abgeben könne, weil ſie es ſorgfältig vermeiden müſſe, das Mißtrauen von Amaliens Eltern zu erwecken. Wohl oder übel, mußte ich mir dies gefallen laſſen. Blieb mir doch immer noch die Hoffnung, daß es der Alten eher gelingen werde, ſich ihres Auftrages zu entledigen.

Ich kam nun faſt nicht mehr vom Fenſter fort; mochte die Arbeit doch liegen bleiben. Mich kümmerte es jetzt nicht, denn ich war ſo glücklich im Anſchauen der ſchönen Amalie, ſo glücklich, daß ich es kaum beſchreiben kann. Auch hatte ich alle Urſache, mit dem Erfolge meiner Bewerbungen zufrieden zu ſein. Die freundlichſten Blicke wurden mir zu Theil, die zärtlichſten Kußhändchen flogen zu mir herüber, nur konnte ich öfters nicht begreifen, wie Amalie es möglich mache, mich mit faſt gänzlich niedergeſchlagenen Augenwimpern zu ſehen und zu bemerken. Doch zerbrach ich mir darüber den Kopf nicht weiter. Daß die Kleine eine Hexe ſei, wußte ich ſchon; wie hätte ſie mich ſoliden, geſetzten Mann ſonſt ſo bezaubern können? daher ſchob ich auch dieſe Sonderbarkeit auf Rech-

nung ihrer Zauberkraft, und lebte übrigens der Hoffnung auf kommende glückliche Zeiten.

Emsig schaute ich von meinem Beobachtungsposten am Fenster nach der Hausthür Amaliens, um es sogleich zu wissen, wenn mein runzlicher Liebesbote ihre Schwelle betrete. Dennoch mußte ich die Blumenverkäuferin übersehen haben, denn ganz deutlich bemerkte ich gestern Nachmittag, daß Amalie ihrem Mädchen ein kleines Blättchen einhändigte, und dabei nach meinem Fenster herüberzeigte. Nichts war klarer, als daß ich jetzt einen Brief empfangen sollte. In Bogensätzen flog ich meine drei Treppen hinab, dem Zöfchen entgegen. Ich traf sie auf der Hausflur, wo sie, durch meinen Anblick überrascht, das liebe Briefchen unter der Schürze zu verbergen strebte; aber noch ehe ihr dies Bemühen gelang, hatte ich ihre Hand ergriffen, und sagte feurig: Geben Sie nur her, schönes Kind, was doch für mich bestimmt ist.

Zweifelnd sah sie mich an, und sagte, als sei sie ihrer Sache noch immer nicht recht gewiß, sind Sie denn —?

Ei freilich, freilich! fiel ich ihr in die Rede. Nur her mit dem Briefchen. Es ist gewiß für mich. — Sie schien noch immer nicht überzeugt, aber ein harter Thaler, den ich ihr in die Hand

drückte, scheuchte schnell jeden Zweifel hinweg. Ich empfing das Briefchen, und flog nun, trunken vor Freude, meinem Zimmer zu. Nur wenige Zeilen schrieb die Liebliche. Der Brief enthielt nichts, als die Worte:

„Ich bin so gestört, daß ich nicht zum Schreiben kommen kann. Heut Abend um eilf Uhr am Fenster. Ihre Amalie."

Ihre Amalie! — Wohl hundert Mal küßte ich diese Glück verheißende Unterschrift, und wünschte der Sonne Flügel, damit nur die 11te Stunde recht bald herbeikomme. Aber wie sollte ich denn das verstehen „am Fenster"? Amalie wohnte zwei Treppen hoch, also konnte sie unmöglich wollen, daß ich mich von der Straße aus mit ihr unterhalte, und fast eben so wenig geht dies von meinem zu ihrem Fenster hinunter, denn ich wohne eine bedeutende Treppe höher, als sie; wollten wir daher auch noch so leise sprechen, so konnte doch irgend ein lauschender Nachbar leicht mehr vernehmen, als uns lieb gewesen wäre. — Aber da fiel mir etwas ein; ja, so mußte es sein. Das Flurfenster des untern Geschosses war dem Fenster von Amaliens Zimmer fast grade gegenüber, und sicher meinte sie, daß ich von dort aus mich mit ihr unterreden solle. Wenigstens

deutete ich mir ihren Wink so, und als es vom nahen Kirchthurme brummte, da stand ich auf meinem Posten. Aber, wie es kam, weiß ich nicht, kurz, mir war ganz unbeschreiblich angst. Jeden Schlag meines eigenen Herzens konnte ich deutlich hören, und das Blut hämmerte mir durch alle Adern, als wolle es dieselben sprengen. Endlich öffnete sich das Fenster Amaliens; sehen konnte ich nichts, denn es war eine Finsterniß, gegen welche die egyptische nur eine Kleinigkeit gewesen sein kann, aber ein leises Räuspern verrieth mir die Gegenwart der Geliebten.

Amalie! flüsterte ich, so leise, daß ich es selbst kaum hören konnte. Sie mußte mich dennoch vernommen haben, denn sie flötete: Sind Sie's? und als ich dies bejaht, sagte sie, wieder so leise, daß ich es nur mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit hören konnte: „Ich habe nicht lange Zeit, aber die wenigen Minuten, welche mir vergönnt sind, will ich benutzen, Ihnen den Weg zu beschreiben, den Sie zu nehmen haben, wenn Sie zu mir wollen. Er ist etwas beschwerlich und gefährlich, aber Ihre Liebe zu mir, die ich nicht bezweifeln mag, wird Ihren Muth und Ihre Kräfte stählen. — Morgen Abend, wenn es eilf geschlagen, ver-

laſſen Sie ihr Zimmer, und gehen zu dem Seitenpförtchen aus der Stadt. Links an den Gärten entlang führt ein ſchmaler Fußſteig. Dieſen verfolgen Sie bis zur dritten ſteinernen Gartenmauer. Sobald Sie das Ende derſelben erreicht haben, überſteigen Sie ſie, und gehen den gewölbten Laubengang gerade aus. Hier werden Sie an ein Gartenhaus gelangen. Es iſt offen, und Sie können es ohne Scheu betreten. Sie ſteigen nun zum zweiten Fenſter rechter Hand hinab; die Aeſte eines naheſtehenden Apfelbaumes müſſen Ihnen hiebei behülflich ſein, denn der Garten auf dieſer Seite liegt tiefer, als der auf jener, und ein Sprung wäre daher zu gefährlich. In der Allee, in der Sie ſich dann befinden, zählen Sie 12 Bäume, und biegen nun rechts um. Sie ſind jetzt in einem Gange, der Sie nach etwa 20 Schritten an eine Brücke geleitet. Sobald ſie dieſelbe überſchritten haben, wenden Sie ſich links, und gehen an dem Bache entlang, bis Sie an ein kleines Häuschen gelangen. Sollten Sie dort Licht bemerken, ſo laſſen Sie ſich dies nicht irren. Es iſt nur eine Nachtlampe, und Sie haben nichts zu fürchten, ſobald Sie den Kreis des Scheines zu vermeiden wiſſen. Ueber dem Hauſe ſteht ein Wallnußbaum. Dieſen

erklettern Sie, und überspringen dann die Mauer, an welcher Sie rechts fortschreiten, bis Sie zu einer Leiter kommen. Diese steigen Sie hinan. Sie führt zu einem Boden, an dessen äußerstem Ende, nach der linken Seite, ein kleines Fensterchen ist. Sind nicht ganz besondere Hindernisse eingetreten, so finden Sie dasselbe offen. Steigen Sie hindurch, und Sie werden bald am Ziele sein. Rechts, am Ende des Flures, auf dem Sie sich nun befinden, ist das Fenster meiner Schlafkammer. Es ist zu hoch, um ohne Hülfe erstiegen zu werden; aber einige starke eiserne Nägel, welche in der Wand eingeschlagen sind, und die Sie, umhertastend, gewiß leicht finden, werden Ihnen diese Hülfe leisten. Schwingen Sie sich muthig auf, und Sie sind im Arme Ihrer Amalie."

Kaum hatte das liebe Mädchen diese etwas lange Beschreibung beendigt, so wünschte sie mir mit wahrer Nachtigallenstimme eine gute Nacht, und — war verschwunden, denn deutlich hörte ich, wie sie ihr Fenster sorgfältig verschloß. In der größten Angst, daß ich irgend eine Wendung des Lampenweges, und dadurch auch das schöne Ziel selbst verfehlen möchte, eilte ich auf mein Zimmer, und kam hier meinem ungetreuen Gedächtnisse dadurch zu Hülfe,

daß ich Alles, was Amalie mir zu thun befohlen, pünktlich niederschrieb. Noch ein Mal überlas ich es dann, mich zu überzeugen, daß ich auch gewiß nichts vergessen habe. Richtig, so war Alles; die dritte steinerne Gartenmauer, der Laubengang, das Gartenhaus, der zwölfte Baum, die Brücke, der Bach, der Wallnußbaum, die Leiter, der Boden, das Fensterchen, und endlich — endlich — ach Gott, ich vermochte schon jetzt kaum, mich zu fassen, so freute ich mich auf den kommenden Abend. An die Furcht vor Geistern, die mich sonst zuweilen plagt, und zu der die Geistergeschichten meiner Kinderwärterin den unaustilgbaren Keim gelegt haben, dachte ich dabei gar nicht, sondern nur an das allerletzte Ziel, die schönen, runden, weißen Arme meiner Amalie.

Die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen. Schon vor Sonnenaufgang verließ ich mein Lager, und befand mich bald darauf außerhalb des kleinen Pförtchens in der Stadtmauer. Die dritte steinerne Gartenumhegung war das Ziel meines Suchens, die fand ich natürlich bald, und betrachtete sie mir recht genau, um sie in der Dunkelheit gewiß nicht zu verfehlen; allein weiter konnte ich meine Forschungen nicht treiben. Ich mußte wieder zurück

in die Stadt, denn schon hatte ich die Neugierde einiger Feldarbeiter erregt. Den ganzen Tag peinigte mich die gränzenloseste Ungeduld. Nichts vermochte mir den Gang der Zeit auch nur etwas zu beschleunigen, da fiel ich endlich auf den Gedanken: Wie, wenn du niederschriebst, wie Alles kam, daß du Amaliens Bekanntschaft machtest, wie es Schickung des Himmels selbst zu sein scheint, der dir die unruhigsten Nachbaren gab, damit du der ihrige würdest? Gedacht, gethan. Von Jugend an bin ich an Arbeit gewöhnt, und sie ist mein bester Zeitvertreib. Habe ich einmal die Feder in der Hand, so können mich auch nur wichtige Störungen vom Schreibtische fortziehen. Auch hier gelang es mir, meine Ungeduld zu beschwichtigen. Mir selbst fast unbemerkt verging die Zeit. So eben schlägt es drei Viertel auf eilf. Ich eile, zu der Geliebten zu gelangen. Einige Minuten früher wird sie gewiß eher verzeihen, als auch nur eine später. Bald bin ich der Glücklichste der Sterblichen, und Könige selbst würden mir vergebens einen Tausch anbieten.

Nie, so lange die Welt steht, ist ein Mensch so grausam in seinen Hoffnungen getäuscht

worden. Ich glaubte einen Weg in den Himmel anzutreten, und es war ein Gang zur Hölle. Doch, folgerecht, und so ruhig als möglich, will ich meinen Kummer dem Papiere anvertrauen. Vielleicht fühle ich mich dadurch etwas erleichtert, und ist dies auch nicht der Fall, so will ich mein eigenes Schicksal meinen Mitbrüdern zur Warnung aufstellen. —

Nicht ganz ohne Herzklopfen verließ ich, nachdem ich Obiges geschrieben, mein Zimmer; die frische, reine Nachtluft stärkte, sobald ich in das Freie gelangte, meinen Muth, und ich schritt munter vorwärts. Die gewisse dritte Mauer war leicht gefunden, aber keineswegs auch eben so leicht übersliegen. Seit meinen Knabenjahren übte ich das Klettern nicht, und es fiel mir daher jetzt ganz gewaltig schwer; dennoch ließ ich mich nicht abschrecken, und — trotz mancher vergeblichen Anstrengung, trotz manches ärgerlichen Abrutschens — befand ich mich endlich glücklich in dem bezeichneten Laubengange. Jedes Geräusch vermeidend, schlich ich auf den Zehen weiter, und dessen ungeachtet wurde ich gehört. — Obstdiebe! Obstdiebe! schrie plötzlich eine tiefe, kräftige Baßstimme, nicht gar weit von mir, und gleich hinterher folgte der noch weit schlimmere Ruf: He! Sul-

tan! Hussa! — Hetz! — Hetz! — Schon hörte ich den wüthenden Sultan heranschnauben, und sah mich in Gedanken von ihm zerrissen, oder doch wenigstens jämmerlich zerbissen. Die Angst machte mich zu einem trefflichen Schnellläufer, und noch ehe die Bestie mich erreicht hatte, war ich in dem Gartenhäuschen, dessen Thür ich sorgfältig hinter mir anzog; nach einem Schlüssel oder Riegel aber suchte ich vergebens. Auch hier war ich noch nicht sicher, denn wie leicht konnte mich der Obstwächter finden, und als Dieb behandeln, da er mich unglücklicherweise für einen solchen Langfinger hielt. Schnell riß ich daher das bezeichnete zweite Fenster rechts auf, schwang mich hinaus und an dem Apfelbaume hinab; aber in der Eile vergaß ich die nöthige Vorsicht, glitt von dem Aste ab, und schund mir im Falle die ganze rechte Backe an dem Stamme des Baumes. Die Wunde brannte wie hölliſches Feuer, aber ich achtete den Schmerz nicht sonderlich, sondern trachtete nur, meinen Verfolgern zu entgehen. Daß sie mich auf fremdem Gebiete nicht aufsuchen würden, bedachte ich nicht, und gönnte mir nicht eher Ruhe, als bis ich die gewisse Brücke hinter mir hatte. Vorsichtig schritt ich nun an dem

Bache entlang, doch schärfte ich mein Gehör, und gab genau auf Alles Acht, was um mich her vorging. Plötzlich bellte der verdammte Sultan wieder ganz laut; ich glaubte ihn schon auf meinen Ferſen, und verlängerte meine Schritte. Noch nicht weit war ich ſo mehr gelaufen, als gegangen, da fehlte der Grund unter meinem linken Fuße; ich glitt, und nahm gleich darauf ein unfreiwilliges kaltes Bad in dem Bache. Gefahr war nicht vorhanden, denn das Waſſer reichte mir, wenn ich ſtand, kaum bis zum Knie, ich hatte mich aber hineingelegt, und an meinem ganzen Körper deshalb nicht einen trockenen Faden behalten. Das Wetter war ſchön, die Luft lau, aber es war doch immer Nachtluft, und ich fror daher recht heftig, als ich mich wieder am ſicheren Ufer befand. Unentſchloſſen ſchwankte ich hin und her, ob es nicht gerathener ſei, umzukehren, und mich durch die Wärme meines Bettes vor gefährlicher Erkältung zu ſchützen; allein Sultan und ſein wachſamer Herr hinter mir, Amalie mit ihrer glühenden Liebe vor mir, beſtimmten raſch meinen Entſchluß. Ich ging vorwärts. Schon leuchtete mir die Nachtlampe aus dem kleinen Häuschen entgegen, und ſagte mir, daß ich den bezeichneten Weg nicht verfehlt habe, da hemmte

ein neues Hinderniß meinen Schritt. Unweit der Thür jenes kleinen Häuschens ſtand eine große weiße Figur, die mir ſehnſüchtig zu winken ſchien. Anfangs ſtutzte ich, und glaubte, ich hätte mich getäuſcht, aber als ich ſchärfer hinſah, mein Auge feſt auf den Gegenſtand des Schreckens richtete, da gewahrte ich deutlich, wie die Geſtalt dann und wann die Arme hob, als wolle ſie mich umfaſſen, und ſie endlich doch wieder ſinken ließ, wenn ſie ſah, daß ich mich ihr nicht näherte. Die Uhr ſchlug halb; es mußte halb zwölf ſein, und ich lebte alſo grade mitten in der Geiſterſtunde. Nichts ſpürte ich mehr von der frühern Kälte, und ſchon war ich im Begriffe, umzukehren, und in ſchneller Flucht mein Heil zu ſuchen, da fiel es mir ein, wie ich mich bei Amalien über mein Außenbleiben rechtfertigen ſolle; ich ſagte mir ſelbſt, daß es nicht männlich ſei, ſich ſo zu fürchten, daß es keine Geſpenſter gebe, und ging grade auf den Geiſt los. Bald ſtand ich vor ihm, und erkannte — ein Hemde, welches zum Trocknen dort aufgehangen ſein mußte, und deſſen Ermel durch den Wind bewegt worden waren. Ich ſchämte mich in aller Geſchwindigkeit meiner Furcht, ging dann weiter, erſtieg den Wallnußbaum, die Leiter, und ſtand bald

an dem kleinen Bodenfensterchen, das mir sagen sollte, ob ich das Ziel erreichen könne, oder ob ich unverrichteter Sache wieder umkehren müsse. Es war offen, und ich also dem unbeschreiblichsten Glücke nahe. Behutsam schob ich den Obertheil meines Körpers in die enge Oeffnung, aber fast verzweifelte ich an einem günstigen Erfolge. Das Fenster war eng, und mich segnete der Himmel mit einer ziemlichen Fülle. Doch mir winkte ein reizendes Ziel, und ich zwängte daher so lange, bis ein glückliches Gelingen mir gewiß war. Noch ein herzhafter Ruck, und ich konnte mich hineinschwingen in den Flur, aber da fühlte ich mich plötzlich mit kräftiger Hand bei den Beinen ergriffen, und rückwärts gezogen. Verwünschter Kerl, wo willst Du hin? schrie dabei eine Stimme, die von vieler Kraft und Entschlossenheit zu zeugen schien. Ich stämmte mich mit aller Gewalt, und wollte nicht nachgeben, aber mein Gegner war kräftiger als ich, und Zoll bei Zoll fühlte ich mich rückwärts gezogen. Jetzt vergaß ich alle Rücksicht, und schrie laut, daß man mich loslassen sollte, denn der Schmerz um meine gepreßten Hüften ward unleidlich. Mein Geschrei hatte die schlafenden Bewohner des Hauses erweckt. Eine mächtige Kerze in

der Hand, den geblümten Schlafrock mit sichtlicher Eile übergeworfen, erschien Amaliens Vater. Er bemerkte die unfreiwilligen Bewegungen meines Körpers zur Retirade, glaubte, ich werde ihm entschlüpfen, setzte sein Licht auf die Erde, ergriff mich bei beiden Händen, und rief: Nicht von der Stelle, Patron, bis Er eingestanden, wie Er hieher gelangte, und was Er hier gewollt hat.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, so fesselten Schreck, Ueberraschung und Schmerz meine Zunge, da vernahm ich eine liebliche, weibliche Stimme, die Niemand anders, als der schönen Amalie angehören konnte. Vater, lieber Vater! rief sie schon aus der Ferne, ich will ja Alles eingestehen, aber schonen Sie nur seiner. Es ist Wilhelm, mein Geliebter, der — jetzt stand sie neben mir, und sah mir in das Gesicht, über welches Todtenblässe sich verbreitet hatte. Nein! rief sie, der ist es nicht, und ich weiß nicht, wie dieser hieher kömmt; ich kenne ihn nicht, ich sah ihn nie.

Amalie, stammelte ich, vor Ueberraschung fast zu einer Bildsäule verwandelt, Amalie, können Sie mich so verläugnen? Haben Sie nicht freundlich zu mir herübergeblickt, mir zugenickt, geschrieben, und gestern Abend den ganzen

Schlangenweg gesagt, den ich zu nehmen hätte, um in dieses verdammte Fenster zu kommen?

Die Beschreibung galt mir, rief das Wesen, das sich bisher meiner Füße bemächtigt hatte, diese aber nun los ließ.

Ja, Vater, das ist meines Wilhelms Stimme; wie aber dieser fremde Mann zu der Kunde des Geheimnisses gelangte, ist mir unbegreiflich.

Sie selbst, rief ich ärgerlich, bestellten mich ja schriftlich zu gestern Abend eilf Uhr an das Fenster.

Das Billet, sagte Amaliens Mädchen, welches unterdessen auch herbeigekommen war, sollte der Herr erhalten, der unter Ihnen wohnt, allein Sie bestürmten mich so, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als indem ich es Ihnen überließ. Sie werden übrigens auch gefunden haben, daß der Brief keine Aufschrift hatte.

Jetzt war mir also das ganze Räthsel gelöst. Nicht mir, sondern dem tiefer wohnenden Wilhelm galten Amaliens Blicke. Daher hatte sie die Augen so niedergeschlagen! — Ich hätte vergehen mögen vor Wuth und Scham; Alle aber, die um mich herum standen, selbst Amaliens aufgebrachter Vater, wurden durch meine possirlichen Anstrengungen, aus der verwünschten Klemme zu kommen, so zum Lachen gereizt, daß sie endlich in ein lautes Chor, ausbrachen.

Wollte ich wohl oder übel, ich mußte zuletzt mitlachen.

Amalie benutzte die günstige Stimmung ihres Vaters, den schon oft zurückgeschlagenen Sturm auf seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Wilhelm zu erneuern; und nicht vergebens. Noch immer lachend gab er ihr seinen Segen, und auch ich ging nicht leer aus, denn mir wurde die Ehre des Brautführeramtes, und ein herzlicher Kuß zum Lohne dafür versprochen.

Nachdem Alles genau verabredet und in Richtigkeit gebracht worden war, ging ich frank und frei, und öffentlich von vorn zu dem Hause heraus, in das ich mich heimlich und verstohlen und auf tausend Umwegen von hinten eingeschlichen hatte. Es war schon gegen Morgen, als ich auf mein Zimmer gelangte, aber schlafen konnte ich, trotz der durchwachten Nacht, nicht, daher nahm ich die Feder zur Hand, und zeichnete das traurige Ende des fröhlichen Anfanges auf, und jetzt, nun dies geschehen, faſſe ich den festen Entschluß, mich den Mädchen nur auf geradem Wege zu nahen, sollte ich auch wirklich auf einem krummen oft schneller vorwärts kommen können.

Johannes Frank, der Maler.

Ein Nachtstück

von Carl Herloßsohn.

Der Maler Frank stand Nachmittags vor seiner Staffelei und vollendete das Madonnenbild, welches der Rath Bregelmeier, in der freien Seestadt L**, bei ihm bestellt hatte. Seine jugendliche Gattin war in der Nebenstube beschäftigt. Wie er so hineinsah und sich hineindachte in das fromme, klare Antlitz der Göttlichen, deren Abbild unter seinen Händen entstanden war, und ein leichter Zug von Wehmuth, den er wider Willen in die Züge gelegt hatte, immer mehr hervortrat: da erfaßte auch ihn ein banges Gefühl, und ein ernster Blick überflog unwillkürlich sein Leben. — Er hatte sich unter dem Drucke der Armuth und bei einem äußerst beschränkten Unterrichte, doch begabt mit einer heftigen Gluth für die Kunst, zu dem hinaufgezwungen, was er jetzt war. Immer sagte ihm noch sein bescheidenes Be-

wußtsein, daß Dasjenige, wozu er Kraft in sich spürte, zu erreichen noch vor ihm liege; denn das äußere Verhältniß des Lebens war bis jetzt hemmend und drückend gegen ihn aufgetreten. Er hatte als zwanzigjähriger Jüngling die Bekanntschaft eines armen, aber in das innere Wesen der Kunst tief eingedrungenen Malers, dessen Fähigkeit aber vielleicht mehr in einer innern glühenden Anschauung, als in der Hervorbringung lag, gemacht; hatte nach seinem bald darauf erfolgten Tode seine einzige schöne und liebenswürdige Tochter zur Gattin genommen, lebte bis jetzt in's sechste Jahr recht liebend und geliebt an ihrer Seite, aber mit häuslichem Mangel kämpfend und in der peinigenden Angst, da er die Hoffnung zu einer Verbesserung seiner Lage nicht vor sich sah, sein höheres Streben unabhängig von dem Modegeschmacke mit der Möglichkeit seiner äußeren Ausbildung zu verlieren. — Der Ehestand eines jungen Künstlers, wenn seine Kunst zugleich die Subsistenz desselben abgeben muß, ist gemeiniglich ihr Grab, oder wenigstens das seines eigentlichen Berufes; denn an das Verfolgen der angebornen Richtung, seines Ideals, setzte er gerne das Bittere des eigenen Darbens; — ein geliebtes Weib aber darben zu

sehen, mit dem quälenden Gefühl: die beschränkte Ausübung deiner Kunst ist daran Schuld — dafür opfert er gern diesen sogenannten Eigensinn.

Franks Genius hatte sich das historische Fach erwählt, in diesem zeigte ihm seine innere Stimme den Beruf. — Bitter ward es ihm, als sein erstes bedeutendes Werk dieser Art nur ein laues Anerkennen fand. Kenner sagten, er lasse mehr ahnen, als er zeige; er deute mehr an, als er ausführe; er habe Phantasie, er fasse tief auf, aber er besitze keine Lebhaftigkeit im Wiedergeben. Er sah sich jetzt in die peinliche Nothwendigkeit versetzt, nach andern Gegenständen der Darstellung zu greifen und auf sogenannte Bestellung zu arbeiten. Zum Portraitiren konnte er sich aber bisher, aus einem wirklich eigenen und seltenen Eigensinne, nicht entschließen, so wesentlich auch seine Lage dadurch verbessert worden wäre. Er glaubte, durch das häufige Nachbilden gewöhnlicher, mitunter ganz gemeiner Menschengesichter, geschehe seinem Ideale Abbruch und dem Fluge seiner Phantasie Zwang. Bis jetzt hatte er blos das Bild seiner Gattin und ihres Vaters, dessen herrliches Greisenhaupt er nach seinem Tode aus seinem Gedächtnisse treu und lebhaft zu-

rückgerufen, vollendet. Jedermann, der nur die Gemälde sah, rühmte sie als sehr vorzüglich in ihrer Art, und Eingeweihte verbürgten ihm in diesem Fache einen hohen Rang. Aber eine von ihm hingeworfene Bemerkung, er würde sich nämlich nur entschließen, höchst interessante Köpfe zu malen, scheuchte Jeden, den es gelüstete, von seiner Hand belebt und verewigt zu seyn, zurück, weil eine abschlägige Antwort des eigensinnigen Malers jedenfalls etwas Beschämendes enthalten hätte. Auf diese Art mußte das Drückende seiner Lage mit dem innern Zwiespalt von Sehnen und Verharren, begünstigt noch durch die geringe Kunstliebe seiner Mitbürger und ihre entschiedene Vorliebe für das fremde Verdienst, auch auf seinen Charakter und seine Geistesstimmung einen unfreundlichen Einfluß haben. Stunden gab es zwar, wo er in den Armen seines Weibes, das er mit aller Gluth und Innigkeit, deren ein so feuriges Gemüth, wie das seine, nur fähig ist, liebte, dieses vergaß; aber Stunden waren es nur, und feindlich überraschend kamen die Momente seines äußern Dranges und innern Triebes und ihre Spuren und Folgen blieben Tage und Wochen lang. —

Ein solcher Moment mochte es seyn, da er

jetzt vor seiner Arbeit stand. Er war den ganzen Tag rastlos fleißig gewesen, um das Bild am folgenden Tage abliefern zu können. Jetzt überfiel ihn zugleich mit der körperlichen Mattigkeit die geistige Abspannung; er sank in den Sessel neben seiner Staffelei, um zu rasten. Wie er noch forschend und prüfend nach dem Gemälde hinaufblickte, schlossen sich ihm unwillkürlich die Augenlieder, und er entschlummerte. Aber ein böser Traum hatte schon im Hinterhalte gelauscht, um den Erschöpften zu fassen, mit dem Menschen frech da zu spielen, wo ihn sein besonnenes Bewußtsein verläßt. Dieser Traum ist zu sehr in die Geschichte des Malers verwebt und zu einflußreich in seinen Folgen, als daß wir ihn hier übergehen könnten.

Ihn träumte, wie es diesfalls in der Wirklichkeit war, er sitze auf dem Stuhle vor seiner Staffelei, mit dem Gesichte gegen die Thür gekehrt. Angst und Beklemmung lagen auf seiner Seele, Mattigkeit in den Gliedern. Er blickte hin nach dem Betschemel, der unter einem Kreuze, neben dem Brustbilde seiner Gattin stand — und — dort auf dem Betschemel lag er wieder ausgestreckt — und war doch hier — sein Leib schien doppelt geworden zu seyn. Jener dort war blaß und entstellt, die Brust

offen, das Herz klaffte blutroth aus der Wunde, wie entzweigespalten, und hier in sich fühlte er den unsäglichen Schmerz von dort! Neben ihm kniete seine Gattin, blaß und in Thränen zerflossen; sie rang die Hände und starrte mit dem Ausdrucke brennender Angst nach der Thür. Er vermochte nicht zu athmen, sich nicht zu regen. Jetzt that sich plötzlich die Thür auf: ein hoher Mann, stark und kräftigen Baues, mit großen schwarzen Augen, die Züge des braunen Antlitzes scharf und sprechend, trat herein; er hatte einen dunkeln Mantel über sein schwarzes Gewand geschlagen, ein Kreuz an einer goldenen Kette glänzte hervor; das Haupt war unbedeckt. Großes Entsetzen lag auf der Brust des Malers. Der Eintretende, dessen Gesicht ihm fremd, aber doch wie durch einen bekannten, langvergessenen Zug ausgezeichnet war, heftete die Augen, mit einer furchtbaren Bedeutung, auf ihn — seine Lippen zuckten zusammen, er breitete seine Rechte gegen den Leib des Malers dort am Schemel — er trat näher und murmelte etwas Dumpfes, Unverständliches, das aber den Maler mit eisigem Grauen übergoß — er schien ihn mit dem Blicke durchbohren zu wollen — und jetzt faßte er plötzlich nach dem knieenden Weibe, riß es

vom Boden auf zu sich! — Da stöhnte der Maler im brennendsten Schmerze auf, der Leib dort nach — seine Gattin schrie gellend, als sie der Fremde berührte — in unnennbarer Qual schien ihm die Seele zerbrechen zu wollen — glühend brannte es ihn auf der Stirne: — er erwachte.

Es war sein Weib, das, auf sein Geschrei aus dem Nebenzimmer herbeigeeilt, die Hand an sein Haupt gedrückt hatte. Erschöpft lag er in ihren Armen. Noch zogen die Bilder wirr und dunstig um ihn — seine Brust athmete tief, kalter Schauder lag noch in seinem Nacken. Es dauerte lange, bevor er sich dahin erholte, der Geliebten in abgebrochenen Sätzen den Traum erzählen zu können. Sie tröstete ihn liebevoll und lächelnd, wenn ihr auch die Art des Geträumten und seine Wirkung, deren Heftigkeit noch in seinem Wesen ausgedrückt war, sehr sonderbar erschien.

„Es war ein Traum," antwortete er; „ich weiß es, aber ein Traum, wie lebhaft und schauerlich ich ihn noch nie gehabt: ich könnte ihn vernichtend nennen."

„Erhole dich," tröstete Elisabeth; „du scheinst mir krank; tritt hier an's offene Fen-

ster, an die freie Luft, sieh nach der schönen Stadt, zerstreue dein Gemüth."

Er blickte theilnahmlos hinaus durch das Fenster auf die Stadt im Abendrothe, der Ernst lag noch in seinen Zügen, das Unstäte in seinem Blicke. Sie schmiegte sich liebevoll an ihn.

„Mein Geliebter!" fuhr sie fort; „sieh doch hinab auf den schönen Strom, wie er sich heraufwälzt so blau und glänzend; — dort ziehen Schiffe mit vollen Segeln — und dort jenes mit dem blauen Wimpel — sieh! ach, wer doch auch so ein reiches, schönes Schiff besäße!"

Dieser kindliche Wunsch, dieser einfache Ton, dies liebevolle Streben, zu erheitern, rührte den Maler sehr — er blickte freundlich in das fromme Gesicht des Weibes — er lächelte sanft, er drückte ihre Hand.

„Hätten wir doch," fuhr sie fort, „von unsern Fenstern die Aussicht nach der See! Wie muß es herrlich sein, wenn die vielen großen Schiffe kommen und gehen, und der Abend und der Morgen, und die Mondnacht über dem gewaltigen Ocean!"

„Ich sage, nein!" versetzte der Maler, wieder etwas ernster; „das Meer mit seinen endlosen Wogen, seinem dräuenden Bewegen, seinem falschen, tückischen Stillstand — dieser un-

ermeßlichen Gewalt, die ruht, um Kraft zu sammeln für das Kraftzertrümmern; das erregt mir immer ein banges, ängstigendes Gefühl. Wie ein Riese blickt es mir entgegen und scheint mich erdrücken zu wollen — dann ist mir, als müsse mit ihm und von dort herüber etwas Gewaltiges noch kommen in mein Leben."

„Aber sprich," lenkte sie ab, „wie solch ein kindischer Traum Dich früher also gewaltig ergreifen konnte? Ich habe Dich nie so zerrüttet gesehen. — Dem Künstler, dächte ich, müßte doch die Traumwelt ganz heimathlich sein — und Du hattest wohl schon früher manchen großartigen, phantastischen Traum."

„Auch ich begreife es nicht," versetzte der Maler; „aber so bedeutungsvoll und schauerlich wichtig tritt die Gestalt vor mich, noch jetzt, wo ich wache, und wo ich auch immer die Blicke hinwenden mag, das Bild des bösen Gastes scheint vor mir zu schweben. Malen könnt' ich ihn, so treu sind mir die Züge gegenwärtig."

Sie verloren sich in wechselweises Gespräch, aber die frohe Laune war nicht zurück zu rufen, so sehr er sich auch mühte, den bösen Geist zu bannen, so sehr sie strebte, eine lächelnde Seite der Unterhaltung abzuringen. Sie sang ihm, um ihn zu zerstreuen, sein Lieblingslied

das er in den Tagen seiner ersten Liebe zu ihr gedichtet hatte und darum besonders werth hielt. Es war folgendes:

Ich möchte gern ein Vöglein sein
Und bunte Flügel haben,
Ich möcht' in Wald und Busch hinein
Und flög' gemuth im Sonnenschein,
Durch manche Au', durch manchen Hain
Zu Dir, in Deiner Nähe Schein,
Wollt' mich bei Dir erlaben:
Ich möchte gern ein Vöglein sein,
Ich wär' ja nur bei Dir allein.

Ich möchte gern ein Zweiglein sein
Von Deiner Blumen Grün;
Ich möchte gern ein Röslein sein —
Möcht' mich an Deiner Brust erfreun,
Möcht' weh'n um Deine Wangen rein,
Und schön an Deinem Munde blühn —
Ja einst auf Deinem Grab allein,
Wenn d'rüber mild das Vöglein klagt,
Das Moos, die Grabesblume sein. —

„Weiß ich doch nicht," nahm der Maler das Wort, als sie geendigt hatte; „wozu ich den weichen Schluß des Liedes gedichtet, in einer Zeit, wo meine Liebe ja alle Hoffnung hatte. — Wie ich es auch später zu ändern strebte, es ging nicht, als wäre das Grab der letzten Zeilen zusammen gewachsen mit den Blumen und Zweigen der ersten."

„Iſt's ja doch das Grab," warf ſeine Gattin ein, „mit dem die Liebe ſo vertraut iſt; die glückliche wünſcht ſich Dauer bis an ſeinen Schooß, und die unglückliche kennt ihn als den Ort, der Troſt und Vergeſſen giebt."

2.

Als der Maler Nachts an der Seite ſeines Weibes ſchlief, kam der entſetzliche Traum lebhaft und verſtärkt wieder über ihn. Laut aufſchreiend erwachte er und erweckte dadurch zugleich die Gattin. Sie ſank weinend in ſeine Arme, als er ihr mit bebenden Lippen den Vorfall erzählt hatte. „Du biſt krank, ſehr krank, Johannes," ſagte ſie. „Laß mich," entgegnete er, indem er ſich losmachte: „ich weiß, was mir den grimmigen Gaſt von Leibe ſchaffen kann; denn was im Aeußern lebt, iſt ferner nicht mehr furchtbar in der innern Welt der Ohnmacht. — Er ſtand auf, zündete die Lampe an und ging in das Arbeitszimmer. — Durch die geöffnete Thür ſah ihn ſein Weib heftig ein Blatt ergreifen und emſig darauf zeichnen. Der Lampenſchimmer zuckte ſeltſam über ſein Geſicht — er holte oft tief gepreßt Athem, die Blicke waren unverwandt auf die Arbeit gerichtet. Lange beobachtete ihn ſo die Gattin und

ließ die drängenden Thränen stumm hervorquellen — bis sie entschlief.

Spät am Morgen erst trat der Maler an das Lager der Schlummernden; er weckte sie. Sehr blaß, aber mit einem freudigen Ausdruck im Gesichte, hielt er ein Blatt in der Hand. „Gebannt," rief er, „habe ich den bösen Geist, herausgerufen in das Leben; nun kenne ich ihn — im Schlafe wird er mir nimmer mehr fürchterlich. — Sieh! das sind seine Züge, das der wilde Ausdruck seiner Blicke — gespenstiger zwar noch im Traume, doch das macht, weil da das Seelenlicht geblendet ist."

Er reichte ihr das Blatt — sie hatte es kaum mit dem ersten Blicke überflogen, als sie mit dem Ausrufe, „heiliger Gott!" erblassend in die Kissen zurücksank; das Bild flatterte auf den Boden.

„Elsbeth!„ rief der Maler bestürzt; „um Gott, was ist Dir? Hat der verfluchte Traumgeist auch eine Gewalt über Dich? Nicht genug, mir die Seele zu zerrütten, haucht er auch Dich an mit dem Giftodem? — Sprich! ich beschwöre Dich, was ist geschehen?"

„Nichts," sagte sie, sich erhebend, und mit Gewalt ihrer Fassung gebietend; „eine Aehnlichkeit — und ich war ein Kind, Dein Träu-

men hat mich angesteckt, sonst konnt' ich nimmermehr so schwach seyn. — Lache mich aus, Johannes. —"

„Von einer Aehnlichkeit sprichst Du, liebe Elsbeth," unterbrach sie der Maler; „von einer Aehnlichkeit? Sage, mit wem? denn immer bedenklicher wird mir das sonderbare Spiel."

„Die Aehnlichkeit, lieber Mann," erwiederte sie, indem sie aufstand, „wird wohl im Zufall liegen, und mehr noch in meiner Einbildung."

„Aber Du bist bleich geworden," fuhr er fort, „und mühsam birgst Du Deine Bewegung. — Sag' mir nur, was und welche Aehnlichkeit."

„Nun es sey," versetzte sie, fest ihm in die Augen blickend; „der geliebte Gatte wird mich nicht mißverstehen. — Es sind schon neun Jahre seitdem, also lange bevor ich Dich kannte — ich war damals ein funfzehnjähriges Kind — da hatte ich mit einem jungen Menschen, er hieß Heinrich Wolhardt und war Comptoirdiener eines reichen Kaufherrn hier, ein kleines Verständniß. Er war arm, aber gut und geschickt, und hatte mich, wie ich glaube, damals recht lieb. Mein guter, seliger Vater aber sah, wie zwecklos und zeitlich ein solches Verhältniß sey,

und verhielt es dem Wolhardt nach seiner barschen Weise nicht. Er verschwand auch bald darauf, man sagte, er sey nach Amerika gegangen. Wehe mochte es ihm gethan haben und ich weinte ihm damals auch nach — bald vergaß aber das kindische Herz. Zwei Jahre darauf kamst Du — und da, mein lieber Johannes, da war Alles gut, wie es noch jetzt ist."

„Mein gutes Weib!" sagte der Maler und blickte ihr treuherzig in das unbefangene Antlitz.

„Ich habe Dir," fuhr sie fort, „bis jetzt nichts erzählt von dem Vorfall, weil er zu unbedeutend ist und ich seiner fast vergessen — und weil ich mich beinahe schämte, seiner vor Dir zu erwähnen; ich wußte selbst nicht, warum. Da sich aber jetzt diese sonderbare Aehnlichkeit gefunden, die mich, ich weiß wieder nicht warum, so erschrecken konnte, da mußte ich Dir's wohl gestehen. Ich kann mich wohl getäuscht haben und schäme mich jetzt des thörichten Schreckens. Aber so kömmt manche unvorhergesehene Erinnerung, die eben, weil man auf ihren Besuch nicht gefaßt war, schreckt, wie es hier leicht erklärlich ist, da Dein böser Traum mit in's Spiel traf."

Der Maler zog die Gattin an seine Brust. Auf eine unerklärliche Weise war jeder Ver-

dacht, jede Angſt, ja ſelbſt die ſchauerliche Erinnerung an den böſen Traum, aus ſeiner Seele gewiſcht. Ihm war, als hätte nur das kleine treue Geſtändniß ſeiner Gattin gefehlt, um die ſeltſame Erregtheit ſeiner Phantaſie beſchwichtigend in ihr Nichts aufzulöſen. Liebenswürdiger erſchien ihm das Weib, das in einem Augenblicke ein Geſtändniß vor ihm niederlegte, in welchem ſie für ſeine ernſtere Bedeutung hätte fürchten können.

Er verfügte ſich Nachmittags mit dem vollendeten Gemälde zu dem reichen Bregelmeier. Dieſer empfing ihn in ſeinem Kunſtſaale, gerade mit der ſelbſtgefälligen Beſichtigung ſeiner Schätze beſchäftigt. Der Maler breitete ſeine Arbeit auf den Tiſch. Mit dem Uebermuthe eines Reichen, und der dünkelhaften Anmaßung eines Unwiſſenden, tadelte Bregelmeier das Bild, lobte einige Gemälde von Carlo Dolce, die er an der Wand hatte und zeigte dem Maler ſehr fühlbar den wahren und falſchen Abſtand gegen den italieniſchen Meiſter. — Hier wurde des Künſtlers Selbſtbewußtſeyn rege — es kam zu einem heftigen Wortwechſel, in welchem der Maler mit der Ignoranz des Rathes nicht ganz ſchonend verfuhr. Er ließ einen Theil des Tadels ſeines Werkes zu, maß das Fehlerhafte aber

nach seinem richtigen Gefühle mehr der Folge des Mangels an höherer Ausbildung, als dem Abgange von Fähigkeit und Phantasie bei, und beharrte mit Erkenntniß auf den Vorzügen desselben. Den Rath verdroß dieses Widersprechen um so mehr, als er seine Unwissenheit erkennen mußte und sich doch nicht gestehen wollte, daß seine Kunstliebe Modesucht und Prahlerei sey.

Aufgeregt und zugleich mit Wehmuth erfüllt über sein Verkanntseyn und die Nothwendigkeit, sein ideales Wollen solch ärmlichem Urtheil preisgeben zu müssen, brach der Maler in die Worte aus: „O mein liebes, gutes Bild! Wie hast du doch so klar und vollkommen in meinem Innern gestanden, wo kein Makel an dir war und keine Beschränkniß, und jetzt, wo du hinaustrat'st in die kalte, unempfängliche Welt, ist dein reiner Glanz verwischt, und die Menschen betrachten dich mit jenen Blicken, mit welchen sie die sinnlichen Formen des Lebens und die trockene Gemeinheit überschauen. In der Künstlerbrust ist also nur deine Heimath, und hervorgerufen fällst du den beengenden Schranken des Lebens anheim, mit seinen Irrbeleuchtungen!"

„Das Gemälde," nahm der Rath mit er-

zwungener Gleichmüthigkeit das Wort, „gefällt mir, da ich die Meisterwerke kenne, einmal nicht; hieher in den Bildersaal paßt es nicht, um des nachtheiligen Vergleiches wegen, ich muß es darum in das Schlafgemach meiner Frau hängen. Und hier," fuhr er fort, einige Goldstücke auf den Tisch werfend, „ist Ihr verdienter Lohn, wie ich ihn nach meiner Ueberzeugung zu geben vermag."

Zorn und Ueberraschung banden des Malers Zunge. Der volle Glanz der Abendsonne brach eben herein durch die Fenster und beleuchtete die Gemälde an der Wand, wie im Feuer verklärend. Die bitterste Wehmuth rief ihm zu: Zwischen diesen wirst du nicht prangen!' Empört wollte er dem Manne das Gold vor die Füße werfen; da gedachte er aber seines Weibes, das daheim in drückender Noth weilte — da blickten ihn die Bilder liebend und tröstend an, die innere Stimme sagte ihm, daß die Gemeinheit, wenn auch den Schein, doch das innere Wesen seines Bewußtseyns nicht rauben könne; die Thränen, die ihm in die Augen traten, zurückpressend, raffte er das Geld zusammen und stürzte ohne Gruß hinaus.

3.

Seine Gattin saß indeß emsig arbeitend am

Stickrahmen. Ein banges und undeutliches Gefühl schien ihr auf der Brust zu liegen. Sie hob das Haupt und blickte, sich zu zerstreuen, hinab auf die Stadt und den Strom; aber das lastende Gefühl blieb. Sie wandte sich gegen den Arbeitstisch ihres Mannes; da lag die Zeichnung noch vom Morgen aufgeschlagen. Mechanisch langte sie darnach und betrachtete das Bild. — Wie ein Blitz durchfuhr sie ein Gedanke. „Wie, wenn ich Dir vielleicht doch Unrecht gethan?" dachte sie; „wenn Du vielleicht meiner noch liebend gedächtest und die Treulose zu erinnern kämest in einer seltsamen Traumbildung?" Sie verlor sich immer mehr und mehr im Rückerinnern und Muthmaßen. „Wer weiß, wo er jetzt wandelt," flüsterte ihr das unruhig gewordene Herz zu, „und sich vielleicht sehnt nach der, die seiner so bald vergessen; oder ob ihn die Wellen schon begruben in dem kalten Schooße, und der Arme keine Seele hat, die gedenkt, daß er gelebt und geliebt?" Die Augen des Bildes schienen sie voll Vorwurf anzublicken. — „Vergieb," sagte sie, der Wehmuth bereits hingegeben, „weiß ja der arme Mensch so oft nicht, wohin er soll auf seinen Kreuzwegen — und das Weib, das Kind, wird der gute Heinrich nicht verdammen!" Eine ein-

zelne Thräne ſtahl ſich in ihr Auge — ſie zerdrückte ſie raſch und zugleich kehrte ſie zum Bewußtſeyn zurück. „Ich habe einen geliebten, liebenden Gatten — und weine?“ dachte ſie. — Sie beſtrebte ſich mit aller Gewalt, dem Drange ihrer Phantaſie zu widerſtehen; aber immer kam bei'm Anblicke des Bildes die Erinnerung wieder mit der Wehmuth und ein ſie beſchleichendes Zagen. Sie legte das Bild ſeitab und bannte ſich wieder feſt an ihre Arbeit.

Der Maler kam zurück. Sein innerer Groll machte ſich Luft in Klagen über ſein dunkles Mißgeſchick. An der Bruſt ſeines Weibes wollte er ſie ausſtrömen, aber das Lächeln der Geliebten, die kräftiger als der Mann das Bittere des Mangels ertrug, erſchütterte ihn mehr, als es ihre Thränen gethan haben würden. „O ein ſchwerer, finſterer Geiſt,“ grollte er, „liegt auf den Früchten meiner Kunſt; hier iſt der armſelige Lohn für die Anſtrengung zweier Monate, kaum zureichend, die Miethe zu beſorgen. — Ich danke Dir, mein Weib, daß Du mir keine Kinder geboren haſt; vielleicht hätte ich ſie in die Nothwendigkeit verſetzen müſſen, auch das Loos ihres Vaters zu erben.“ —

Sein innerer Zwieſpalt ward wieder rege — das bleiche Mißtrauen in ſeine Fähigkeit be-

ſchlich ihn, das Verzagen und Grollen mit ſeinem Schickſale drängte heftiger — nur des beſonnenen Weibes Troſt richtete ihn wieder auf. „Sollte auch Alles brechen," ſagte er endlich, „ſo bleibt mir ja Deine Liebe! Die arme Kunſt muß ja ſo oft arm und ungekannt, ungeliebt durch das kalte Leben gehen und nach dem Feuer in der Bruſt des Schaffenden frägt Keiner. Wie oft muß nicht eine reine, verheißende Flamme im Innern verglühen und die Außenwelt, die doch der ſichtbare Schauplatz für ſie iſt, wird oft ſo ſchroff und abſtoßend." Er trat an die Wand vor ſein vorzüglichſtes, gelungenſtes Gemälde, ein Altarblatt, die Grablegung Chriſti vorſtellend. Er ſah mit dem Ausdrucke unnennbarer Wehmuth hinauf. Mit dem Anblicken ſeines Gebildes kam auch das Wohlgefallen daran, die Liebe zu ſeiner Kunſt wieder. „Dem kalten Leben werde ich nichts abringen," ſprach er; „in dir wohl nur liegt mein Troſt. Dich habe ich an der Bruſt getragen, wie die Mutter ihr geliebtes Kind, und darum, wenn all' die Herrlichkeit, der geheime Zauber von Welt und Jenſeits, der mich aus dir und durch dich anſpricht, kein Wahn iſt, ſo läſſeſt du mich nicht untergehen. In Traum und Wachen ward mir ein ſchönes Ziel voll Ruhm verheißen, die Flügel

hob ich nach dem Heiligſten und habe gerungen und dich immer geſtellt und gehalten als das Höchſte. — Sänftige und gleiche du das ſehnſuchtglühende Herz aus mit der Welt, ich will es dann erkennen und nicht verzweifeln."

„Vielleicht haſt Du," unterbrach den Tiefgerührten ſein Weib, „dem ſtolzen Herrn zu heftig widerſprochen?"

„Und das ſollte ich vielleicht nicht, entgegnete Frank; „ſollte da noch an mich halten, wo man mir das koſtbarſte Gut, ja meine Seele ſelbſt, denn die Kunſt iſt es, mit rohen Händen anfaßte? — Das fühlſt Du nicht, mein Weib, und das verträgt der Künſtler nicht. Nur der Unberufene, Erbärmliche, der Freches verſucht, kann das willig dulden. Frank wäre kein Künſtler, hätte er ſich der aufgeregten Stimme widerſetzt. — Bettelnd will ich wandern von Thür zu Thür, nur laßt mir mein Bewußtſeyn unangefochten, und," fügte er mit glänzenden Augen hinzu, „Dich, mein geliebtes Weib!"

„Du wirſt vergeſſen," ſagte ſie, „ſchon nach einigen Tagen und neuerdings ſtreben nach Deinem Ziele — vielleicht findet ſich doch ein Kenner und Käufer zu dem Altarbilde, der es nach dem Werthe bezahlt. Der ſtolze Rathsherr,

der Dir den Sündenlohn dafür geboten, soll es aber nicht haben, und wenn wir die bitterste Noth leiden sollten."

„Mein gutes Weib," entgegnete der Maler bewegt, „auch das drückt schwer, was schon da ist. — Du hattest die Hoffnung auf eine freudenvolle, sorgenlose Zukunft auf mich gesetzt — Du kannst sie fordern — ich habe Dich getäuscht und Du begehrst sie mit keinem Laute." Seine Augen wurden trüber.

„Du bist ein Kind," tröstete sie; „mir fehlt doch nichts — ich habe Deine Liebe und mit ihr die freudenvolle Welt — und Du hast ein liebendes Weib, das Deinen Werth erkennt und schätzt. Und," fügte sie lächelnd hinzu, „Dir sollte auch nichts fehlen."

„Du bist mein Engel!" rief er und drückte sie liebend an sich; „und ich sehe, daß mir Beides noth thut zu meinem Leben: Deine Liebe und meine Kunst." Jetzt gewahrte er, seitwärts blickend, die Zeichnung auf dem Tische. „Vielleicht bist du," sagte er lächelnd, indem er sie betrachtete, „der böse Geist meines Mißlingens? Und wenn du früher ungekannt verderbend über mir walteteſt, hast du dein Daseyn jetzt im Traume zu erkennen gegeben?" Da bemerkte er aber, daß seine Gattin die

Augen niedergeſchlagen hatte, und befürchtend, er habe etwas für ihr weiches Gefühl Verletzendes geſprochen, verwies er ſich, indem er ſagte: „Nein! was beſchuldige ich thöricht Einen, der vielleicht nie gelebt, oder gar nie geliebt, deſſen, was mir die Lebenden anthun?“

4.

Mehrere Tage vergingen, die häusliche Lage des Malers ward immer drückender. Da brach er, im Geheim für ſich, um die Gattin das Opfer, welches er mehr für ſie brachte, nicht fühlen zu laſſen, ſeinen ſtolzen Willen und überwand ſeine Abneigung. Er entſchloß ſich, zu portraitiren. Mit dieſem Vorſatze hatte er in einem ſtark beſuchten Gaſthofe ſeine Karte abgegeben, um die einkehrenden Fremden aufmerkſam zu machen; denn gegen ſeine Bekannten die gegebene Erklärung zurückzunehmen, daran hinderte ihn die Schaam. Zu ſtolz war er auch, durch ſolch einen widerſprechenden Schritt, wenn er durch das Nachbilden jener Perſonen, die er damals ausgeſchloſſen zu haben ſchien, ſeinem Vorſatze treulos ward, zu zeigen, als wolle er durch gemeine Schmeichelei täuſchen. Willkommen war es ihm darum, als der Aufwärter jenes Gaſthofes erſchien und ihn zu einem rei-

chen Kaufmanne, der eben aus Amerika gekommen wäre, beschied. Er meldete seinem Weibe den Ruf, ohne ihr den Zweck zu verrathen, und ging. — Mehrere reich gekleidete Bedienten, theils Mohren, theils Mulatten, standen im Vorsaal; sie wiesen den Maler in das Gemach des Kaufherrn. Frank pochte an und trat nach dem Rufe hinein. Aber mit dem Tritte über die Schwelle übermannte ihn plötzlich ein so erschlaffendes Gefühl, daß er nur mit bebender Stimme sein Daseyn ankündigen konnte. Zum Glücke saß der Kaufmann mit dem Rücken gegen die Thür. Er bat den Maler, Platz zu nehmen und entschuldigte sich, daß er noch erst einige höchst nöthige Unterschriften zu vollenden habe; aber die Stimme, unbekannt, doch schauerlich ungewöhnlich, schnitt dem Maler durch die Seele. Er vermochte kein Wort zu erwiedern.

„Man hat mir viel Rühmliches," nahm der Fremde, noch immer schreibend, wieder das Wort, „von Ihnen gesagt; — Ihr eigenthümliches Kunststreben und Ihre Abneigung gegen das Abbilden, kam an der Gasttafel zur Sprache; doch entschuldigt wohl die Erklärung Ihrer Karte, welche mir der Wirth zustellte, meine Freiheit."

„Rückſichten," entgegnete der Maler, der ſich indeß gefaßt hatte, aber noch immer ſchwebend ſtand zwiſchen Erwartung und unerklärlicher Furcht, „Rückſichten haben mich bewogen, von dem Entſchluſſe, mich blos dem Hiſtorienfache zu widmen, abzugehen."

„Wenn es Ihnen gefällig wäre," hub der Fremde wieder an, indem er die Feder niederlegte, „ſo könnten wir vielleicht heute noch beginnen?" Bei dieſen Worten ſtand er auf und trat vor Frank.

Das Wort, das dieſer bereits auf den Lippen hatte, erſtarb, eine furchtbare Bläſſe flog über ſein Geſicht — der Odem ſtockte ihm, die Knie wollten brechen. — Er war es, das furchtbare Abbild ſeines Traumes, dieſes Geſicht, dieſes Auge, dieſer Klang der Stimme! — Selbſt der Fremde ſchien über den Eindruck, den er erregt hatte, betroffen; mit wirren Blicken ſah ihn der Maler an. — „Sie Sind wohl hier geboren in L**?" nahm der Kaufmann nach einer langen, gepreßten Pauſe das Wort. „Nein!" ſtammelte Frank, „doch meine Gattin iſt eines Malers Engelbrecht Tochter" — er ſprach das Wort nicht ganz aus. „Gut! gut!" fiel der Fremde, verwirrt ſich abwendend, ein und fuhr dann fort: — „Ich dächte, wir könnten ſo-

gleich beginnen." — Da überflog den Maler wie ein Blitz ein Gedanke und mit dem Gedanken kam der Muth, sich Licht zu verschaffen. Jetzt glaubte er den Fremden in seiner Gewalt. Er trat näher — er blickte ihm fest in die Augen, sie leuchteten milder und feierlicher, als in der Traumgestalt — er gestand ihm den Grund seines seltsamen Betragens, er erzählte ihm den Traum. Ernst wurde des Kaufmanns Gesicht, und jetzt lag auch ein Ausdruck des Bildes in ihm. Der Maler hatte schreckliche Gewißheit. „Das ist Wolhardt," rief seine Ueberzeugung.

„Das Bild," fuhr er mit stockendem Odem fort, „hat noch sonst durch eine Aehnlichkeit Bedeutung für mich." „Ich wüßte nicht," entgegnete der Fremde betroffen; „vierzehn Tage sind es seit Ihrem seltsamen Traume, ich bin doch erst seit drei Tagen hier, also wenn ich voraussetzen wollte, daß Sie mich irgendwo gesehen und ich einen unangenehmen Eindruck auf Sie gemacht — doch," unterbrach er sich, „kann wohl das Bild am besten entscheiden, in wiefern die Aehnlichkeit Täuschung ist, und Sie würden mich darum sehr verbinden, wenn Sie mich morgen damit besuchen wollten."

„Die Zeichnung ist unbedeutend," entschuldigte Frank; „ganz flüchtig entworfen."

„Gleichviel," erwiederte der Fremde und zwang sich zum Lächeln; „die Sache ist zu interessant, als daß ich Sie nicht recht innig darum bitten sollte." — Er drückte ihm die Hand. Kalte Schauer, wie eine Todesahnung, überliefen den Maler — er taumelte hinaus, bewußtlos die Treppe hinab. „Da hast geträumt," sagte es dumpf in ihm, „ach! wohl mehr, als geträumt!"

Seine Gattin fühlte indeß recht schwer das Drückende der Einsamkeit, die, wenn ein beunruhigender Gedanke einmal losgelassen ist in der Seele, stets einförmig in ihm herumbrütet. — Sie betrachtete, um sich zu zerstreuen, die Landschaft vor dem Fenster. Die Bilder an den Wänden — Alles nahm ein dunkles Colorit an — die Züge ihres Gemäldes schienen ihr weinend verzogen — das Antlitz ihres Gatten dort verblaßt. Bewußtlos starrte sie auf das Altargemälde, da schienen die Gestalten hervorzutreten aus der Fläche, und Regung kam in die bleichen Mienen. — Ihr ward schauerlich im Gemache — zum Fenster flog sie und wollte gewaltsam dem Drange gebieten; sie wollte singen, unwillkürlich stimmte sie an: „Auf treuem

Grab' auch —" da stürmte es die Treppe herauf, und odemlos, Bläſſe und Verstörung im Geſichte, stürzte der Maler herein in ihre Arme. Er verbarg das zuckende Herz an ihrer Bruſt. „Er iſt's!" rief er, „er iſt's, der Fürchterliche — er lebt! O mein Weib, mein Weib!" Seine Stimme brach herab zum lauten Schluchzen, die Thränen glitten auf ſeines Weibes Bruſt.

„Wer?" rief ſie vernichtet; „wer?" ſchwankte ſie, und eine Ahnung flog ſchon in ihre Seele.

„Dort," ſtöhnte er zwiſchen Thränen, doch das Auge rollte und wild verzogen war das männlich-ſchöne Geſicht; „dort!" er deutete auf das Blatt. Sie faßte darnach, er entriß es ihr. „Du, Furchtbarer, du!" rief er mit ſchrecklichem Ausdrucke, „das ſind deine Blicke, deine Mienen, dein geſpenſtiſch Weſen. Aber reißt mir das Herz aus der Bruſt, zertrümmert mein Kunſtideal, zertretet meine Gebilde; — nur mein Weib, mein Weib laß mir, allmächtiger Gott, oder ich muß verzweifeln!" Er lag wieder im unſäglichſten Schmerze weinend an ihrer Bruſt. — Da raffte das Weib wieder ſeine Kraft auf, hier, wo es ſah, daß der Mann herabbrach — der eigene furchtbare Drang ward ihr leicht, es galt, den Gatten aufzurichten. Sie gebot ihrem Schmerze, ſie gab ihm die

ſüßeſten, beruhigendſten Worte. Endlich vermochte er, ihr den Vorfall zu erzählen.

Als er geendigt hatte, begann ſie mit ſchonendem Vorwurfe: „Und das konnte Dich ſo ergreifen, mein Geliebter? Und wenn es auch wäre, was doch nicht beſtimmt iſt — die Liebe Deines Weibes kann Dir ja kein Gott entreißen, um wie viel weniger ein ſeltſamer Fremdling, der nur im Traume verderbend gewaltet. Ich legte unbeſorgt das Geſtändniß einer vorübergehenden Jugendliebe in Deine Bruſt; zweifelſt Du an meiner Aufrichtigkeit? Würde ich's wohl gethan haben, wenn mein Herz noch an Jenem hinge? Johannes, Du haſt ja ein treues Weib!"

„Nicht, Du gute, edle Seele!" nahm der Maler das Wort, „daß ich an Dir zweifelte — das wäre Sünde; aber die unnennbare Angſt, daß Dich eine dunkle Gewalt von meiner Bruſt reißen könnte, dieſer geſpenſtiſche Zuſammenhang, dieſe finſtre Ahnung, die mir wie ein Rieſe aus der Zukunft herüberragt — das Alles drückt mir die Seele nieder, wie ich auch kämpfen mag."

„Haſt Du den Glauben," tröſtete ſie, „an Gott, Deine Kunſt und an Dein Weib, — ſprich, was kann Dich dann gefährden? Dieſe

drei umschließen ja Deine Welt; kein Traum, keine Macht kann Dir die nehmen. Doch ich staune wahrlich, wenn ich bedenke, was mit Dir seit Kurzem vorgegangen ist — Du bist so zaghaft geworden, möchte ich sagen, und der Stolz und das Selbstvertrauen sind nicht mehr die alten."

„Ein dunkler Geist," entgegnete er, „treibt sein heimlich Spiel mit mir — die Geringschätzung der Menschen begann mich zu vernichten, und jetzt hat sich das finstere Reich des verborgen waltenden Verhängnisses gegen mich aufgelehnt."

„Ließest Du Dich," nahm sie wieder das Wort, „in Gegenwart des Fremden erschüttern durch Deine falsche Bestürzung, so hast Du nach meiner Ansicht gefehlt. Du solltest stolz vor ihn treten, um so stolzer, wenn es jener Wolhardt war. Groß sollte er den Gatten seiner ersten Geliebten sehen — nicht bedauern, bewundern sollte er ihn. Du solltest auch mir nichts vergeben, er muß mich beneiden! Beglückt hast Du Dein Weib durch Deine Liebe; und fühlen die Menschen erst ihr eindruckvolles Gewicht auf uns, dann gebrauchen sie es auch."

„O, ich bin reich!" jauchzte der Maler auf bei diesen Worten. „Ich habe Dich, Du Herr-

liche — und darum verwünscht sey meine Phantasie und diese kleinliche Angst. Und was ist auch viel Schauerliches an ihm? — Ja, ich will morgen hingehen mit dem Bilde, will vor ihn treten und mein Blick, meine Miene sollen sagen: die Herrliche, die du geliebt, ist mein Weib; sey stolz auf deine erste Liebe, wie ich es jetzt bin auf mein Glück, das ich nicht tausche gegen all' deine Schätze."

5.

Als sich der Maler am folgenden Tage zu dem Fremden begab, ward er von diesem sehr zuvorkommend empfangen. Wenn sein neuerlicher Anblick den Künstler mit einer heimlichen Scheu, deren er, trotz seines festen Willens, nicht ganz Herr werden konnte, erfüllte, so besaß des Fremden Betragen dagegen wieder so viel Einnehmendes, der Ton seiner Stimme so viel Herzlichkeit, daß es nur einer viertelstündigen Unterredung bedurfte, um die Unruhe Franks mit seinem schauerlichen Gaste beinahe vollends auszusöhnen. Das Wechselseitige ihrer Unterredung nahm bald den Charakter des Zutraulichen an, um so mehr, als der Kaufmann einzelne Scenen seines vielbewegten Lebens erzählte, aus denen durchgängig ein besserer Geist sprach. Mit sichtbarer Vorliebe ging

das tief empfängliche Gemüth des Fremden ein in den Ideengang des Malers und die Kunstansichten des Letztern fanden einen zwar ungeweihten, aber höchst liebentbrannten Verehrer. Es war vielleicht das erste Mal, daß Frank einen geistvollen Menschen fand, der mit so viel Innigkeit und Uebereinstimmung auf seine Ideal-Welt blickte und ein harmonisches Innere verrieth, wie es der Maler bisher vergebens gewünscht hatte. — So weit war es gekommen und so weit schon des Künstlers Vertrauen gediehen, ohne daß noch des Bildes erwähnt worden war. Unbefangen that es nun der Fremde, nicht ohne Zagen reichte Frank ihm die Zeichnung. Scheinbar gleichgültig überflog sie der Kaufmann, aber forschend warf er einige Blicke hinüber nach dem Maler.

„Ich gestehe es," nahm er endlich rasch das Wort, „die Aehnlichkeit ist überraschend; für einen Künstler, der geträumt hat, das Bild nach einem qualvollen Traume entworfen und jetzt das böse Wesen seines Traumes verkörpert vor sich sieht, ist mir Ihr gestriges Betragen ganz erklärlich — um so mehr, wenn ich bedenke, daß Sie mich nie gesehen haben können, weil ich nie in dieser Stadt war." —

„Also ganz fremd?“ unterbrach ihn Frank und schöpfte freier Athem.

„Wohl,“ sagte der Kaufmann flüchtig; „wir lassen es darum für einen Zufall gelten, den ich übrigens ganz glücklich nenne, weil er mir das Vergnügen Ihrer nähern Bekanntschaft geschenkt hat. Eine Bitte aber müssen Sie mir gewähren, nämlich die, mir das Bild zu lassen.“

Frank entschuldigte die Mangelhaftigkeit und den Unwerth seiner Arbeit. „Gleichviel,“ widerlegte der Kaufmann; „das Sonderbare daran reizt mich — es ist das erste bedeutende Ereigniß, jetzt wo ich, nach mehrjähriger Entfernung von Europa, unter so bedeutend veränderten Verhältnissen hier an's Land steige; fordern Sie jeden Preis — mir wird keiner zu hoch seyn; doch darüber wollen wir noch später sprechen.“

Es war indessen Abend geworden, der Kaufmann ließ auftragen und nöthigte den Maler zu bleiben. Unter frohem, treuherzigem Gespräche verfloß die Zeit, und in des Malers Brust, dem schon früher die Ueberzeugung sich aufgedrungen hatte, daß der Fremde nicht der besorgte Nebenbuhler sei, regte sich nun, als er dessen Geist und Herz immer klarer, reiner, und harmonischer sich entfalten sah, der Wunsch,

einen solchen Freund zu besitzen. Er schwärmte von seiner Kunst, von Italien, seiner Ausbildung; ohne Scheu legte er, befeuert durch die Gluth des Weines, Wünsche und Hoffnungen im Geständniß vor ihm nieder, der gegenseitig wieder Scenen seiner Reisen, klare Weltansichten und den sehr erhabenen, obgleich unhaltbaren Grundsatz aussprach, alle Menschen nämlich für gut zu halten, und in diesem Maße zu behandeln, weil, nach seiner Ansicht, das Böse in der Menschenwillkür stets in dem oft widersprechenden, hemmenden und drängenden Einflusse der Lebensverhältnisse, dem Zusammentreffen heterogener Vorsätze und Verfolgen jedes einzelnen Zweckes, zu suchen sei. „Das tausendste Mal wollen uns," sagte er, „die Menschen nicht Uebles thun; aber sie verfolgen ihre Bahn und kommen unwissend in störende Berührung mit der unsern, sie haben das erste Glied einer Kette erfaßt, das letzte ist ihr Ziel, nach dem sie streben und streben müssen; ach! sie haben es oft nicht vorausgesehen und sind nicht Schuld daran, daß Andere mit den mittlern Gliedern in Berührung stehen, deren wechselseitige Bande sie zerreißen müssen, oft willenlos zerreißen." Gelegentlich der Gespräche über die Kunst, richtete er an Frank die Frage, ob er für seinen

Pinsel noch keine Scene des gewaltigen Elementes, das ihnen zur Seite, voll nächtlicher Klarheit und Ruhe, vor dem Fenster lag — entlehnt habe? „Ich habe unlängst," fügte er hinzu, „ein Gemälde gesehen, vorstellend einen Seesturm mit all' seinen Schrecken und Erhabenheiten, dessen Treue und Lebendigkeit mich gleichmäßig so ergriffen, daß ich, wie damals, als ich zum ersten Male auf Cuba landete im Sonnenuntergange, ausrief: Warum ich doch wohl kein Maler bin!!" —

Unverhohlen berührte der Maler den unerfreulichen Eindruck, den die See auf ihn hervorbringe und gestand offen, daß, vorausgesetzt, er wäre im Stande, dies Gefühl zu überwinden, er doch zuversichtlich glaube, wie ihm jeder Versuch dieser Art mißlingen würde. „In meinem stillen Arbeitssaale," sprach er, „treten einzeln und feierlich die Geister der Menschen und die Formen vor meine Seele, sie gehorchen meinem Pinsel — ihr Bleiben ist beständig, ihr erwärmend Feuer milde — die Gewalt des Elementes, schauerlich und unstätt, scheint mich zu erdrücken."

„So ging es auch mir," versetzte der Kaufmann, „als ich das erste Mal mich mitten im unbegrenzten Oceane befand auf einem Schiffe,

das eine Muschel ist gegen die Unermeßlichkeit, und darin der Mensch, wie ein Infusionsthierchen — aber der Gedanke, daß er wie ein Polype die Arme seines Geistes weit hinüberstreckt von Gestaden zu Gestaden und so diese Größe umfaßt hält, giebt ein eigenes, großes Vertrauen; als ich dann ganz das Herrliche, das erhaben Wilde, das schauerlich Milde gefaßt hatte, goß mir der Anblick Entzücken, Trost und Ruhe in die Seele, obgleich mein Glück blos dem Wunsche und dem Zufall anheimgestellt war, und jetzt noch muß ich gestehen, daß mir nirgends wohler ward, als in der hohen See."

Die Mitternacht war noch nicht gekommen, und beide Männer waren schon Freunde geworden aus der innigsten Ueberzeugung ihrer Seele. Sie tranken im Taumel ihrer Begeisterung auf ihr wechselseitiges Wohl, der Fremde stieß auf Franks Kunst an — und unbekannter Weise auf das Wohl seiner Gattin. „Ich habe auch geliebt," fügte er leise hinzu, „und liebe noch — doch die ist für mich todt!"

„Todt?" fragte der Maler gespannt.

„Todt!" wiederholte der Fremde; „meine Liebe habe ich getragen über das Weltmeer hinüber und wieder zurück: die Liebende fand ich nimmermehr; doch," unterbrach er sich, „die

Liebe und die Treue, sie reuen mich nicht — es ist besser, daß es nicht anders geworden — ich habe einen Stern mehr im Gemüthe. — Doch das Bild," sprach er, rasch ablenkend, „behalte ich wohl?"

„Immerhin," rief freudig der Maler; „erst durch den Besitzer erhält es Werth. Zur Erinnerung an die schöne Stunde, in der ich mir einen Freund gewonnen, würde ich aber das trefflichste Werk meiner Hand gewählt haben."

„Freund?!" rief der Kaufmann, freudig aufspringend; „Du hast mich Freund genannt und ich täusche mich nicht, wenn ich das Wort nehme in seinem höchsten Sinne? — Von dem Augenblicke an, als ich Dich zum ersten Male sah, war dies mein einziges Bestreben." — Er drückte ihn in Liebe und Rührung an die Brust. — Auch der Maler gab sich in inniger Treue seiner Umarmung hin. „Willkommen also," rief endlich der Fremde; „der erste Bund ist geschlossen — nur weihend wird — ich fühle es, das spätere Leben noch hinzutreten; wir sind — o sprich auch Du es freudig aus, einander werth. — Du hast mich beschenkt," fuhr er nach einer Weile fort, „doppelt beschenkt; ich vermochte Dir nur Eines wieder zu geben: Herz für Herz — aber für das Bildchen hier,

das ich höher achte, als das Meisterwerk eines gefeierten Meisters, habe ich nichts. Das Geld, das der Handelsmann besitzt, ist ihm ja gemein mit so vielen Gemeinen der Erde — nicht so Deine Kunst — und dennoch habe ich nichts Anderes zu geben, nichts Höheres. Nimm darum Gold, ich beschwöre Dich, ich flehe darum. Sieh nur auf den Willen, nicht auf die Gabe: der Freund theilt mit dem Freunde das Geringe; Deine Kunst kannst Du nicht theilen — aber darum verachte den Willen nicht! Das Hohe in Dir soll, so will es Dein Freund, dem Du mit dem Rechte der Liebe auch dieses gegeben — nimmermehr sich dem fügen, was der Geschmack der Welt wählt — des Freundes, des Künstlers Leben soll unabhängig sein, und seine Schöpfungen mögen von nun an nur dem eignen Geiste gehorchen, der sie hervorruft." — Er drückte ihm eine Geldbörse in die Hand, ohne daß es der Maler hindern konnte. „Und morgen besuche ich Dich," fügte er rasch, noch immer an seinem Halse, hinzu; „ich lerne Dich, edle, reine Seele, noch näher kennen aus Deinen Gebilden; und diesen Herbst noch geht es nach Italien. — Staune nicht! Dich hat der Drang getrieben, wie mich — Du fandest mich, ich suchte Dich — rasch ist mein

Feuer — es überſtrömt ſchnell — o wüßteſt Du, wie mir ein Freund noth thut: und Du biſt es ja. Ja, Du biſt es!" rief er mit Entzücken aus. — Des Malers Augen glänzten — wie im Taumel war ihm Alles gekommen — ſo ſchnell, ſo überraſchend — er konnte dem Gefühle nicht Wort und Gedanken geben — aber die Liebe, die in des Fremden Blick und Worten lag, riß ihn unwiderſtehlich an ſeine Bruſt. — Die Mitternachtſtunde ſchlug. „Hörſt Du die geheimnißvolle Feier unſers Bundes?" rief der Fremde; die heil'ge Mitternacht weiht ſie mit den ernſten Tönen. — Vermagſt Du es noch nicht ganz zu ſein, ſo werde mein Freund, ich bin ſchon der Deinige. Ich habe bereits ſo viel Edles von Dir gehört — ich habe Dich erforſcht, o, meine Seelenkenntniß iſt ſcharf: und — nicht will ich Dir's verhehlen, ein innerer, reiner Drang treibt mich in dieſer Liebe zu Dir! — Jetzt ſchlaf wohl! — Deine Gattin wird Deiner harren, vielleicht beſorgt. Wir ſehen uns morgen."

Frank ging noch immer in einem Gemiſch von bangem und freudigem Taumel in ſeine Wohnung zurück.

6.

„Nun kann er bald kommen!" ſagte er

am folgenden Tage, indem er in das Gemach seiner Gattin trat; „ich habe bereits meine Gemälde geordnet und in's Licht gestellt. Förd're Dich nur mit dem Anzuge, und wenn Dir, geliebtes Weib, auch die Aehnlichkeit im ersten Augenblicke noch so auffallend vorkömmt, so erschrecke nicht, denn ich sage Dir, er ist es nicht. Seine Geliebte, gestand er, wäre todt, und blos die Sehnsucht nach des Freundes Liebe hat ihn an mich geschlossen. Du wirst ihn kennen lernen, ihn, dessen Seele voll Liebe und Größe und Herzlichkeit und Biedersinn ist. Sieh mich, wie jede Furcht, jede Erinnerung an den Traum aus meiner Seele gewichen ist — und jetzt dank ich's ja dem Traume, dem ich gezürnt, daß ich solchen herrlichen Gewinn errungen."

„Gestorben also?" erwiederte die Gattin — und, ja gestorben! seufzte es leise in ihr. Sie vollendete den Putz. „Du bist blaß," begann der Maler wieder, da tönte aber die Klingel am Flur und er stürzte durch den Arbeitssaal hinaus, um den Kommenden zu empfangen.

Sie blieb allein, sie vermochte voll unnennbarer Beklemmung nicht zu folgen, ungestüm wogte ihr Busen — es trieb sie zum Fenster nach Luft, sie lehnte das glühende Antlitz an

die kalten Scheiben, sie starrte bewußtlos hinab auf den Strom — ihre Seele war festgebannt, qualvoll festgebannt, in dem Gemache neben ihr.

Jetzt bewillkommte der Maler den Fremden im Saale — jetzt hörte sie seine Stimme. „Gott!“ lispelte sie und fuhr zusammen, und Angst fesselte den Odem.

Der Fremde umarmte den Maler bei seinem Eintritte. Rasch, mit ächtem Kunstfeuer schritt er zur Betrachtung der Gemälde. — Ernst weilte er vor einzelnen Bildern; mit Entzücken lobte er jenes, in stummer Bewunderung lauschte er, wie mit angehaltenem Odem, auf die Züge dieses. Lautlos, freudig sich weidend an dem Genusse des Betrachtenden, selbst entzückt, als er sah, wie der Fremde am längsten sinnend und forschend da verweilte, wohin er nach seinem Gefühle den tiefsten, reinsten Ausdruck gelegt, und darin das verwandte Gemüth erkennend, stand der Maler, nur mühsam Meister seiner lauten Freude. Jetzt trat der Fremde vor Frank's Meisterbild — mit dem Ausdrucke gespannter Aufmerksamkeit und tiefer Rührung weilten seine Blicke darauf — und jetzt stürzte er begeistert in die Arme des Freundes, mit dem Ausrufe: „O mein herrlicher, theurer Bruder!“ Unnennbar freudig ge-

rührt hing der Maler an seinem Halse. Da traf der Blick des Fremden seitwärts Elisabeths Portrait und mit dem lauten Ausrufe: „Das ist Deine Gattin!" stürzte er vor dasselbe. — Bei diesen Worten erwachte diese im Nebengemache aus ihrem Hinbrüten. Wie ein Blitz überlief sie die ganze Gewalt dieser Worte. — „Ich war noch ein Kind," sagte sie stumm und in namenloser Angst vor sich; „aber ich habe Dir doch ewige Treue geschworen — Du gingst hoffend —" die Gedanken verflogen ihr wirr und wüst. — „Ja, mein Weib," antwortete Frank, den heftigen Ausruf im glücklichen Rausche für Kunstentzücken nehmend, und rief erst jetzt, die Abwesenheit der Gattin gewahrend, nach ihr. — Sie erbebte bei dem Klange ihres Namens, sie schwankte an die Thür, aber mit dem ersten Tritte über die Schwelle kam ihr Kraft, wie vom Himmel gesandt. So trat sie gefaßt ein und bewillkommte den Fremden. — Sein Blick traf sie und brannte gleich wieder am Boden und flog zurück auf das Bild. Der Künstler schwamm im Taumel seines Glückes. — „Es freut mich," begann nach einer ängstlichen Pause Heinrich Wolhardt — denn er war es wirklich, „die würdige Gattin meines Freundes" — er stockte

— „Du weißt herrlich zu treffen!“ wandte er ſich an Frank, der freudig redſelig die Lücken des Geſprächs füllte. —

„Vergieb!“ ſagte er endlich, nachdem in dem langen, qualvollen Zeitraume ſeine Blicke es nur einmal gewagt hatten, nach dem Urbilde ſeiner Liebe hinüber zu fliegen — „daß mich jetzt ein wichtiges Geſchäft nach der Börſe ruft; daß ich nicht hier im Anſchauen Deiner Herrlichkeiten meine Wonne nachempfinden kann — und wieder iſt mir das Herz hier ſo voll, daß ich hinaus muß, um den Drang zu erleichtern. Du Herrlicher!“ rief er mit Bedeutung, „wer ſollte Dich nicht beneiden in Deinem Glücke! Doch nein, Du machſt ja auch Andere, auch mich glücklich — ja, Du biſt des Höchſten werth. — Jetzt leb' wohl — Morgen kömmſt Du zu mir: ich will Dich ſprechen.“ — Er verbeugte ſich ehrerbietig vor Eliſabeth und ging.

Der begeiſterte Maler drückte, als er entfernt war, voll Entzücken ſein Weib heftig an die Bruſt und rief: „Nicht wahr, Geliebte, er iſt es nicht? — So hat noch kein Menſch gefühlt für meine Kunſt.“ — „Nein!“ ſagte ſie mit aller Kraft, die ihr das Bewußtſein gab, daß ſie jetzt nicht den Glauben des Mannes

brechen dürfe, daß sie es nicht vermöge. — „Er und Du,“ jubelte der Maler, „Ihr seid meine Kunst und mit ihr meine Welt.“ Er faßte nach seinem Hute, um in das Freie hinaus zu gehen, seinem Freudendrange Luft zu machen. „Und wenn,“ rief er noch im Abgehen, „wenn es auch Dein gefürchteter Heinrich wäre — ich würde ihn doch eben so liebend an die Brust drücken, wie diesen Fremdling.“

Er ging. — „Er ist es nicht!“ sagte sie hierauf für sich, — bewußtlos die Worte nachlallend. Ohne Regung stand sie lange an dem Orte, wo sie Abschied genommen, bis der Drang ihrer verworrenen Gefühle sich gelegt hatte. Sie drückte die Hand an das kalte Herz und lispelte: „Nur fest — auch das wird vielleicht vorübergehen, wie so Vieles. Wie es enden wird,“ seufzte sie, „das wird er entscheiden: er ist ja edel, er hat meiner sehr, sehr geschont.“

Da hob sie ihr feuchtes Auge zu den Sternen, die draußen am blassen Himmelsbogen heraufzogen. „Dein Arm wird walten,“ betete sie — und wehmüthige Träume spannen sie ein.

7.

Der Mond ging auf über dem Hafen, wie

eine feuerrothe Scheibe. Die Wogen brannten, den Horizont begrenzend, bis hinauf zu ihm. Still und lau war die Nacht, melodisch rauschte die Brandung herüber und Millionen Sterne sandten die sehnsüchtigen Blicke hernieder vom azurblauen Zelte, in den ewigen unendlichen Spiegel, in dem ihre Blicke schwammen.

Wolhardt lehnte im Fenster seines Gasthofes und blickte hinaus in die phantastische Nacht. Mit unnennbaren Stimmen begann sich seine Sehnsucht zu regen und ihre Saiten erzitterten bei jedem Klange, den die Nacht herüber sandte, und ihr Klang ward zur pressenden Wehmuth. Das Auge flog hinüber über die wallende Flut, als suche es dort etwas jenseits des Horizontes, eine Ruhe, ein Glück; und doch schlug das Herz so bang auf bei'm Festhalten dieser Ahnung und schien sich hier anzuklammern, und die wehmüthigen Töne, wenn auch mit Schmerzen, doch gern zu hören. Da seufzte er tief auf und der Blick zitterte zusammen und die Hand drückte sich an die kalte Stirn. Sie hatte ihn erkannt; er sah es ja an dem ersten Zuge, der über das blasse Gesicht flog. — Sie hatte des armen Heinrichs also nicht vergessen! Der Gedanke hatte bei all seiner Wehmuth doch ein wohl-

thuendes Gefühl für ihn. Sie schien ihm, bei der Kraft, die sie gezeigt und die doch — o er wußte das genau — eine errungene war, größer und herrlicher, als er, der sich den Wunsch nicht hatte versagen können, sie zu sehen, ohne das drückende Gefühl, das sein Erscheinen ihr verursachen mußte, zu berücksichtigen! Treulos? Nein, treulos konnte sein Herz sie nicht nennen — er gestand es sich fest, er wußte es, wie der Mann alle Kraft nöthig hat, um selbstständig zu stehen, und das arme Weib, das so oft hülflos, hülfsbedürftig schwankt, es kann nicht anders, es muß sich an eine treue, liebende Seele schließen. So dachte, so entschuldigte er sie. — „Ich habe genug!" rief sein Herz, „sie hat meiner nicht vergessen, der Liebe, die ich neun lange Jahre meines mühevollen Lebens hegte, ist sie werth geblieben. — Und hättest du vielleicht eine solche weibliche Seele dort gefunden, wie sie hier ihren Gatten, du wärest leicht mit größerer Schuld dieser Erinnerung treulos geworden." Fest in die Brust wollte er darum seine Gluth schließen. Der Maler war nach seiner reinsten Ueberzeugung ihrer werth. — Aber an Beide wollte er von nun an sein Leben und seine Liebe schließen im reinsten Bunde, die Binde sollte fallen zwischen

ihm und Frank und dann — entweder hier ewig bei der Geliebten bleiben, oder — weich und bang überflog ihn der Gedanke — dort hinüber, und das große Element, das so oft seinen Schmerz gesänftigt, konnte vielleicht dann auch heilen. Da prasselte der Signalschuß vom Leuchtthurm, und wie ein rother Blitz überflog der Schein das weite Meer, die Lampen traten heraus von der Höhe, wie sechs brennende Sterne, und ruhig war es wieder, wie vorher. Er blickte noch einmal über die stumme See, wo der Mond bereits den hohen Bogen zog; jetzt rauschte es langsam dumpf, dann murmelnd näher und näher, und wachsend und steigend schwoll die Fluth herüber; er schloß das Fenster und zog sich in sein Gemach zurück.

Als der Maler am folgenden Tage bei ihm eintrat, stürzte er voll Rührung an seine Brust und gestand ihm, daß er jener Heinrich Wolhardt sei, den ihm seltsamer Weise der Traum gezeigt, der einst in Liebe gebrannt zu seiner Gattin, und jetzt zurückgekehrt sei aus dem gesegneten Welttheile, wo ihm das Glück gelächelt, um die zu wählen, die er noch frei zu finden hoffte. „Ich kam mit meiner Liebe, meinen Hoffnungen," so schloß er, „über das

Meer: — doch jetzt, wie ich Dein Glück, Dein reines Walten, den Himmel Eurer Liebe gesehen, da ist die selbstsüchtige Leidenschaft aus meiner Brust gewichen, eine edlere Flamme in dieselbe eingekehrt; und so nehmt mich hin als den Freund, der von nun an sein ganzes Dasein schließt an das Eure und an Eure Liebe!" Er preßte den stummen Maler mit Thränen an sich, er fühlte es in heil'ger Rührung, daß er groß überwunden, nicht vor der Welt, nein, in seinem Innersten. — „Geh' jetzt," fuhr er fort, „und sag' es Deiner Gattin — ich folge Dir sogleich nach — ich will mit ihr sprechen, daß schnell die Bande auch zwischen uns falle, die vielleicht noch Scheu von ihrer Seite aufrecht hält. — Ich habe Dir viel Vertrauen geschenkt in diesen Worten, doch Du Edler weißt es zu ehren, schließ auch Deine Seele auf vor mir, und es ist ein heiliger Bund, den wir stiften, den selbst des ewigen Meisters Hand in seiner geheimnißvollen Fügung geleitet hat. — Dann nach Italien, mein geliebter Bruder!" rief er noch, und drängte ihn fort. —

Frank trat, im Taumel noch, hinaus auf die Straßen — die Ueberraschung lag ihm unnennbar schwer auf der Brust. „Ich sagte gestern," seufzte er, „wenn er es auch wäre —

und nun ſage ich: wenn er es doch nicht wäre! Armes Herz voll Zwieſpalt! wer vermag dein Wollen und Verſchmähen zu deuten? — Doch es ſei!" — Er rief ſich dieſes mit feſtem Ernſte zu. „Nur ein Theil eines ſchönen Traumes untergegangen," dachte er, „und vielleicht nichts mehr — ich trete kühn in die Zukunft!" — Er ſchritt langſam nach ſeiner Wohnung. —

Eliſabeth fühlte es nur zu deutlich, wie unaufhaltſam Wehmuth und Zagen hinreißen, hat man ſich einmal der Träumerei hingegeben. Unverwandt hingen ihre Gedanken an dem Ereigniſſe der letzten Tage. Der Einſtgeliebte ſchien ihr getäuſcht und unglücklich gemacht durch ſie — und darum zollte ſie ſeinem Looſe ihren ganzen Schmerz. Für ſeine Schmerzen, die ſie geleſen zu haben glaubte in den verblichenen Mienen, für ſeine Treue, für den Edelmuth, den er gezeigt gegen ihren Gatten, vermochte ſie ihm nichts zu bieten. Sie liebte ihren Johannes ja mit ganzer, inniger Seele. Darum erſchienen ihr die Thränen, welche für Jenen floſſen, nicht verbrecheriſch. „Fließt nur zu," ſagte ſie; „ſein Opfer iſt eurer werth." Sie zerdrückte die kalten Tropfen, die ihr über die Wangen glitten, da trat raſch Frank herein und ſtand vor ihr. Sein erſter Blick ge-

wahrte die verweinten Augen. „Elisabeth!“ rief er; doch das Wort zitterte zurück, er ging in sein Gemach und verschloß sich. — Ein Blitz von Bewußtsein überflog nun den Abgrund des Mißverständnisses, der sich vor ihr aufthat. Sie sprang auf, ihm nach — sie wollte ihm Alles gestehen. „Johannes!“ rief sie und pochte an die Thür — „mein geliebter Johannes!“ rief sie mit der weichsten, flehendsten Stimme — „Johannes!“ zum dritten Male mit vor Schluchzen erdrücktem Tone. Doch es blieb still von innen.

Frank saß vor seinem Schreibtische. Schrecklich war es Licht vor ihm geworden, schrecklich hinter ihm, daß er den Rückblick nicht wagte. So rasch hatte ihn noch kein Traum herabgestürzt. — Und doch, begreifen, glauben konnte, wollte er es nicht. — Kalt schlug ihm das Herz — seine Thränen flossen heiß, ein einziger Seufzer arbeitete sich aus der Brust empor — dann war es stumm. Mit seiner Phantasie irrte ziellos sein Entschluß umher — endlich ergriff er das Nächste, was seiner bedrängten Seele als das Nöthigste erschien. Er schrieb folgenden Brief an Wohlhardt:

„In der Stellung, in welche mich Dein Geständniß versetzt, wirst Du es mir nicht ver-

argen, wenn ich von dem beifolgenden Geſchenke Deiner guten Meinung keinen Gebrauch machen kann. 36 Goldſtücke folgen hier zurück, für die übrigen vier, die ich bereits ausgegeben habe und nicht ſogleich zu erſetzen vermag, kannſt Du eines meiner Gemälde, welches Du immer willſt, wählen und abholen laſſen. Verachten wirſt Du dieſen meinen Schritt nicht — ich kenne Dein Herz und ſeine Triebe — Du mich! Denn ſo iſt es Pflicht, mein Weib, das mich reich gemacht hat durch ſeine Liebe, blos durch den Gewinn meines Fleißes zu ernähren. Ich hatte das früher nicht bedacht, und jetzt — doch, warum ſoll ich es Dir verhehlen? — giebt es nächſt uns noch eine dritte Saite, die leicht ſchmerzlich berührt werden könnte, für ſich und auch für uns. — Ich hatte einen ſchönen Traum begonnen in Deiner Umarmung, aber ſein Nachklang iſt mir geblieben; ich weiß, den wirſt Du mir rein und ganz laſſen. Mit der Reiſe nach Italien iſt es darum auch aus — nach der See lenke ich mein Schiff nicht, wenn die Ahnung mehr für die Gefahr des Sturmes ſpricht, als der reine Wille des Steuermanns abzuwenden vermag. — Der Trotz, den Du

vielleicht in dem hier Gesagten finden möchtest, der ist wahrlich nicht mein böser Wille. Das Bild nimm zum Angedenken und zum Beweise, daß es nur das Schicksal ist, welches sich sichtbar zwischen uns gestellt. Leb' wohl, Freund! Ich sage es so, wie ich es zum ersten Male jauchzte an Deiner Brust." — Er verschloß das Geld in das Schreiben, eilte durch das erste Gemach an seiner Gattin, die im unsäglichsten Schmerze am Fenster lehnte, rasch vorüber, in den Gasthof. Einer von Wolhardt's Bedienten stieß ihm auf, dem gab er den Brief. — Sein ungestümer Geist trug ihn unwillkürlich gegen den Hafen. Als er später gewahrte, wohin ihn seine Schritte lenkten, rief er sich zu: „Gut! So will ich nun das Meer schauen, wie er mir gerathen — hat es in den Tagen meines Friedens mir in die Seele gestürmt, so mag es nun, wo der Sturm im Innern tobt, Ruhe bringen."

Wolhardt war gerade im Begriff, den Freund zu besuchen, als ihm sein Mulatte den Brief überreichte. Er öffnete, die Goldstücke rollten auf den Boden, er las mit pochendem Herzen und in der Hand zitterte das Blatt. „Nein!" rief er aus und in den Augen glänzten ihm Thränen, welche die Rührung und der Schmerz

des Verkanntſeins hervorgelockt: „So wollte ich es nicht, edle, gute Seele — Du haſt mich mißverſtanden. — Doch Jeder mißt ja ſein Glück und ſeine Ruhe nach der Stimme ſeines Herzens, und oft tödten wir es, indem wir heilen wollen. Dein Glaube an mich aber ſoll Dich nicht getäuſcht haben. Ich will fort, fort über das wogende Element — mag es mich begraben! Aber glücklich ſollt ihr werden, ihr Geliebten, und ohne läſtige Mühe — dann, wenn ich fort bin, daß ihr nicht mehr widerſtreben könnet.“

Er ſetzte ſich und antwortete ſchnell und beſtimmt auf den Brief. —

Indeſſen war Frank weiter gegen die See geſchritten und ſetzte ſich vom Hafen entfernt an den Strand. Er ſah hinab, wie die Ebbe rollte und ſank und ſeine Bruſt wogte und ſchlug auf und ſank, und die matten Blicke flogen hinüber, wo die Sonne, wie eine große Purpurblume hinabtauchte über der blau-glühenden Fläche, und Wolkenmaſſen ſich bildeten, hoch hinauf und tief herab ſanken in magiſcher Farbenmiſchung, in die Fluth. Sein Herz jammerte weinend: „Sie liebt ihn noch und ſo iſt all dein Friede und dieſer letzte reine Stern deines Lebens untergegangen?“ — Er ſchwieg.

„Die Nacht kommt bald!“ tönte es dumpf wie ein Geisterwort in seinem Kopfe. Da prasselten sechs Feuerschlünde vom Fort über die weite Fläche hinüber und von der hohen See tanzte ein Kauffahrer herab mit vollen Segeln — sechs Salven dohnerten vor ihm her und flogen pfeifend über die Wogen und von Welle zu Welle zitterte der Blitz. — Die Sonne war gesunken. Nur ein brennender Schaum blieb zurück an dem Punkte, wo sie geschieden war, wie ein glühendes Mal über dem Grabe. Der Himmel war mit Purpur und blauem Feuer übergossen, die unendliche Spiegelfläche warf jetzt tausend gigantische Wolkenmassen, in den buntesten, großartigsten Farben, zurück. Da bekam sein Gefühl Regung für das Aeußere und mit weit geöffneten Blicken staunte er hinein in die Herrlichkeit der Natur — er breitete seine Arme aus, entgegen der Pracht, sein Athem ging stiller. Und immer höher und höher thürmten sich im Vorgrund die Purpurmassen, und immer farbiger prangten und sprühten die Wogen. — Da schien sich dort, mitten in dem brennenden Krater, eine Wolke zu regen, Leben zu fassen — sie gestaltete sich zur Form, weiß und licht auf dem Hintergrunde, ein riesiger Leib, ein Menschenantlitz

ward sichtbar — wie eine Jungfrauengestalt trat es hervor — kolossal, doch harmonisch in den Zügen; dunkler wurde der Vorgrund der See und der Strand; sie prangte wie allein, den Fuß in den Wogen, das Haupt im blau und roth durchschmolznen Aether, und jetzt — ein Kranz ward sichtbar in ihrer Rechten, ein Kranz von Lorbeeren, die Augen faßten Leben, sie schritt vor — hinter ihr folgte das Abendroth, wie ein zweites Meer, das zwischen dem ersten und dem Himmel sich aufgebaut — jetzt stand sie — die Fluthen rollten glühend und silbern auf — viel tausend Wolken umkränzten sie, ein Feuermeer prasselte nun nieder in tausend Funken und Lichtern; die See rauschte wilder empor und der Wind bekam melodische Töne. — „Komm!" rief es mit wunderbarem Laute; „komm!" — und „Ruhe!" tönte es dumpf nach und hohl, und der Kranz flog hinab aus der Hand über die Wogen und flatterte tief in die brennende Fluth hinein, die durchsichtig war, wie Glas und durchdringlich, wie eine purpurne Luft. „Komm! komm!" tönte es und das Bild zerrann im Nu und hinter ihm schloß sich die unendliche Ferne auf, wie eine flammende Welt, grenzenlos, tief und weit. — Frank schloß geblendet die Augen,

denn er wollte vergehen vor Lust und bangem Wehe, vor Zagen und Grauen. Lange saß er stumm und seine innere Welt bildete noch im endlosen Raume dies phantastische Gebilde nach; — da strich die Nachtluft eisig über seinen Nacken, — er öffnete die Augen. Die Nacht lag bereits grau und dämmernd über dem Meer; — im Westen wob nur noch ein blaßrother Streif über seiner gesunkenen Phantasiewelt, und hinter der Bucht verkündete ein bleiches Licht den aufgehenden Mond. Er erhob sich rasch und schritt mit freierer Seele nach seiner Behausung.

Elisabeth saß noch in ihrer vernichteten Stimmung, als Wolhardt's Mulatte einen Brief brachte. Sie hielt ihn eine Weile schweigend und überlegend in der Hand, dann stellte sie ihn zurück, mit der Bedeutung, ihr Gatte sei nicht zu Hause, und sie könne das Schreiben in seiner Abwesenheit nicht übernehmen. Bald darauf kam der Diener wieder mit dem mündlichen Auftrage; Wolhardt ließe den Maler bitten, ihm nur eine Viertelstunde zu schenken. Sie versprach, es auszurichten. Endlich trat Frank ein. Mit dem Ausrufe: „mein Johannes!“ stürzte sie schluchzend an sein Herz.

Die Vernichtung seines Weibes rührte ihn

tief, er entgegnete mild: „Es ist nichts; ich habe wieder geträumt — schön zwar, doch bin ich zu früh erwacht. Du weißt, ich träume so viel. Und," fuhr er mit Innigkeit fort, ihr die Thränen von den Wangen wischend, „Du bleibst mir ja doch mit Deiner Liebe, mein Weib? — Ist nur einmal das drohende Bild fort, so erlischt auch bald wieder die Erinnerung: denn nur die Nähe ist dem schwachen Weibe gefährlich — Entfernung mindert auch die Theilnahme. Dann bist Du wieder ganz mein! — Sieh'! ich bin so arm — ich kann vielleicht nicht ärmer werden!" — Die letzten Worte hatte er mit bebender Stimme gesprochen.

„Der Fremde," hub Elisabeth an, und das ganze Geständniß lag ihr schon auf der Zunge, es bedurfte nur der offenen Erklärung — aber es konnte nicht hervor, denn der Blick des Gatten hatte sich bei dem einzigen Worte umdüstert; „er hat zweimal nach Dir gesandt," — fügte sie leise hinzu.

„Der Fremde?!" entgegnete er, und eine Bitterkeit legte sich unwillkürlich in seine Stimme — „ja wohl, ein Fremder ist er. — Ich bin ferner nicht zu Hause. — Gute Nacht!" Er küßte sie und ging schlafen. —

Sein erſter Blick bei'm Erwachen flog über ſeine nun wieder ganz hülflos gewordene Lage. Jetzt drückte ihn die Noth doppelt; er ſtand nach ſeinem Gefühle armſelig, klein vor ſeinem Weibe, über deſſen Gefühl er bitter zu rechten vermocht hatte, ohne ihr das Nothwendigſte bieten zu können. — Er brütete lange, dann rang er ſich zu dem äußerſten, ſchwerſten Entſchluſſe hinauf. Sein Meiſterbild, ſein geliebteſtes Werk, wollte er dem Rathe Bregelmeyer für den geringen dargebotenen Preis überlaſſen. So wollte er wenigſtens den Mangel des Augenblickes decken, bis er wieder Kraft errungen haben würde, neu zu ſchaffen und zu erwerben. Mit unnennbarer Wehmuth, aber auch mit dem heiligſten Vorſatze ging er hin. Wider ſein Erwarten freundlich empfing ihn der Conſul. Frank trug ſeinen Antrag vor. „Recht gern," erwiederte der Rath — „doch für diesmal thut es mir ſehr leid. Ich habe erſt vor wenigen Tagen einige niederländiſche Stücke gekauft, die meinen Saal gerade füllen, und damit für immer meine Sammlung beſchloſſen. Doch würde ich Ihnen, wenn Sie ſonſt Ihre Abneigung gegen jede anderweitige Beſchäftigung zu überwinden vermöchten, einen andern Vorſchlag thun. — Ich habe mir nämlich vor-

genommen, die Gemächer meines Hauſes, ihrem Zwecke gemäß, zierlich ausmalen zu laſſen, und will eine bedeutende Summe daran wenden."

„Nicht der Armuth wegen," unterbrach ihn erzürnt der Maler, „verdien' ich Hohn — und nicht ſie macht mich tauglich zu einem entehrenden Geſchäfte."

„Nicht ſo raſch, lieber Freund," entgegnete freundlich der Rath. „Ob Sie ſich dadurch entehren, will ich hier nicht erörtern, nur ſo viel: Wer meine Zimmer gemalt, braucht Niemand zu wiſſen; arbeiten können Sie nach ihrer Luſt und Bequemlichkeit; ich zahle Ihnen wöchentlich vier Louisd'or vorhinein. — Das Altarblatt aber," fügte er, ſich abwendend, hinzu, „kann ich nicht kaufen; wüßte auch ſonſt Niemanden, der ſich dazu verſtände." —

„Es ſey!" rief Frank nach einer Weile der Ueberlegung, in der die eiſerne Nothwendigkeit geſiegt hatte — „ich will Nachmittags beginnen." — Freundlich wurde er entlaſſen. —

Heinrichs Entſchluß, Europa zu verlaſſen, war indeß zur Reife gediehen. Abſchied aber mußte er nehmen von dem verſchloſſenen Freunde, ſo ſchwer es ihm auch ward, hinzugehen und Sie noch einmal ſehen zu müſſen.

Doch in's Klare mit ihm mußte er kommen, und dann wollte er gehen — gehen unabänderlich! Er verwendete den Vormittag dazu, mit einem Handlungshause seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und über dasjenige zu verfügen, was er der Geliebten zugedacht hatte. Auf den Abend verschob er den Besuch. —

Frank stand bereits auf dem Gerüste in Bregelmeyer's Gemach und pinselte gedankenlos die albernen Verzierungen, die ihm angegeben worden waren, an die Wände. Ueber seinem Gefühle lag Dumpfheit, vor ihm die neblige Zukunft, in die er nicht wagte, nicht vermochte, einen Blick zu senden.

Da trat der Rath herein, und hinter ihm — war es tückische Rache für die Bitterkeiten, die ihm der gereizte Maler gesagt hatte, oder geistesbeschränkte Gemeinheit — schleppte sein Diener den großen Käfig seines Leibaffen. „Hier," begann der Rath, „ersuche ich Sie, mir das Haus meines Kadu frisch zu übertünchen und auf die Holzschilder einige barokke Thierscenen zu malen." — Frank's Hand entglitt der Pinsel — eine Sekunde blieb er sprach- und regungslos — dann aber flog wie ein Blitz das Entehrende dieser Zumuthung über ihn. Er sprang herab. „Ich habe Sie für alltäglich

gehalten," ſagte er mit zornbebender Stimme; „jetzt halte ich Sie aber für gemein! — Verflucht aber wäre meine Hand, und verflucht der Pinſel, der mich ſo entwürdigen ſollte!" Die Stimme verging ihm, er ſchleuderte den Käfig mit dem Fuße zur Seite, ergriff ſeinen Hut und ſtürzte fort.

Gegen den Hafen trug ihn bewußtlos ſein innerer Drang. „So erniedrigt!" tönte dumpfer Groll in ihm — „doch kann auch dieſer Schimpf nur Eines abwaſchen!" — Er wand ſich durch das Gedränge der Menſchen gegen die Rhede. Ein Bekannter ſtieß ihm auf. Es war der Seemann Schrams. — „Wohin?" fragte dieſer ſcherzend, „auch zur See?" — „Ich will mich zerſtreuen," verſetzte der Maler. — „Morgen ſteche auch ich hinein," fuhr Schrams fort, „mit Coloniſten nach der Republik Paraguay. Künſtler und Soldaten, Handwerker und Aerzte hab' ich an Bord: nur ein Maler fehlt," fügte er lächelnd hinzu. — „Wie meinen Sie das?" fragte Frank geſpannt. — „Die Ranzion iſt reſpectabel, die die Regierung giebt," erzählte der Schiffer weiter. — „Iſt's dort jener Dreidecker," fragte der Maler wieder, gegen die Rhede weiſend, „der die Anſiedler nimmt?" — „Der Neptun?" entgegnete

Schrams — „nein! doch führt er auch Auswanderer; er, sammt den vier Kauffahrern mit den blauen Flaggen, gehört dem reichen Kaufherrn Wolhardt von Boston. Sie stechen übermorgen alle in See." — „Und Herr Wolhardt auch?" drängte rasch der Maler. — „Ei freilich," antwortete der Schiffmann, „ich spedirte eben seine Bagage an Bord." — „Dann leben Sie wohl!" rief Frank und riß sich los. Er stürmte zurück gegen die Stadt. — „Er geht!" sprach er vor sich — „Dank ihm! Ist mir doch die Hoffnung eines Besitzes noch geblieben: mein Weib!" —

Elisabeth saß an ihrer Arbeit, da klingelte es draußen am Flur, die Thür sprang auf, und Wolhardt trat herein. Er war schwarz gekleidet, an der Brust hing ihm ein goldnes Kreuz. Sie blieb regungslos stehen.

„Erwarten Sie nichts," begann Heinrich mit aller Fassung seiner männlichen Kraft — „was diesen Schrecken, den ich an Ihnen gewahre, rechtfertigen könnte. Ein Fremdling, der Freund Ihres Mannes, steht vor Ihnen. Was bisher vorgefallen — wissen Sie. Ich rechnete wahrlich nicht auf einen so störenden Eindruck meines Erscheinens auf Ihren Gatten.

Doch wir brauchen Faſſung und raſchen Entſchluß! Einer meiner Diener ſah Ihren Gemahl mit verſtörtem Weſen gegen den Hafen zueilen. Ich habe ihm bereits nachforſchen laſſen. Es gilt nur, ihn von dem Entſchluſſe meiner Entfernung zu verſtändigen. Folgen Sie mir — uns Beiden vereint, wird es leichter gelingen." —

„Heiliger Gott!" rief Eliſabeth auffpringend, und Beſinnung kam in dieſem Augenblicke klar und ſchrecklich über ſie.

„Ich will ja nur ſeine Liebe," fuhr Wolhardt fort, „über das Weltmeer mitnehmen, und den Glauben an mich — er ſoll mich nicht verkennen."

In bewußtloſer Vernichtung ſchritt Eliſabeth an ſeinem Arme hinaus gegen den Hafen. Nur Ein Gedanke lebte jetzt in ihr — der an ihren Gatten — für alles Andere hatte ſie keinen Sinn. Kein Wort kam über ihre Lippen. Ihr Schluchzen, ihre Thränen ſprachen ihre Empfindungen allein aus. —

Kaum waren ſie fort, ſo trat Frank aus einer Seitenſtraße gegen ſeine Wohnung. Seine Mienen trugen nach zwei ſchrecklichen Tagen den Stempel des Friedlichern, Hoffnungsvol-

lern an sich. Liebend wollte er jetzt mit seinem Weibe sprechen, fest es an die Brust drükken — denn die Gefahr war ja entwichen. Das Gefühl, entschuldigte er sie, hatte sie überwältigt, und die Erinnerung einen wehmüthigen Ton dem zarten Empfinden beigemischt.

Bei'm Eingange des Hauses stand ein Knabe, der Sohn eines Miteinwohners. Er erzählte dem Maler, daß seine Gattin mit einem Fremden, den er genau beschrieb, vor einer Weile fort gegen den Hafen zugegangen wäre.

„So?!" sagte der Maler, nachdem der Knabe seinen Bericht wiederhohlt hatte, mehr vermochte er nicht. Er hielt sich schwankend an dem Thorgesimse fest. Sein Herz dehnte sich unendlich in der Brust. Mit Mühe schleppte er sich endlich die Treppen hinauf. Die Thüren standen offen, Elisabeth hatte sie in der Eile zu schließen vergessen. Er trat in seine Bilderstube — Alles leer, eine Grabesluft wehte ihm entgegen. Das Herz lechzte nach Thränen, die Augen waren aber vertrocknet. — Er stand vor seinen Gemälden. „Eure Welt ist hin!" jammerte er — „der Künstler kann nicht zum Tagwerker werden — und beteln — nicht ohne Liebe!" — Mit einem Blicke, der all seinen unnennbaren Schmerz auszudrücken schien, sah er auf

ſein Meiſterbild. — „Dich ſoll ich laſſen?“ fragte ein Gedanke. „Nein!“ — In der Ecke des Saales ſtand ſein Degen, er faßte darnach und ſchnitt das Bild aus dem Rahmen. Es fiel vor ihm auf den Boden und rollte ſich zuſammen — einen Blick, der ſagen wollte: „Hier alſo iſt dein Platz“ — warf er darauf. Dann raffte er es auf, faßte es unter den Arm, überblickte noch einmal ſein Gemach, aus dem ihm blaſſe Erinnerungen von Kunſt, Liebe und Traum nachzulächeln ſchienen und — ein leiſes Ach! ſchmolz kaum hörbar von den Lippen. Er ſchwankte zwei Schritte gegen die Thür, ſein Auge traf den Spiegel links an der Wand — verſtört, leichenblaß war ſein Antlitz — jede Miene ſchmerzhaft gebrochen; aber er lächelte über ſein eignes Jammerbild. Schon hob er den Fuß zum Fortgehen — da fand der Blick noch ſeitwärts das Bild ſeiner Gattin — wie ein Blitz flog eine dumpfe Wuth durch ihn, die dem Leben, dem Schickſal, den Menſchen, er wußte ſelbſt nicht, wem, galt — ſein Auge rollte: „Das!“ ſtöhnte er und riß mit dem Degen mitten durch das Gemälde. — Die ſchwankenden Tritte trugen ihn inſtinctmäßig durch die Vorſtadt herum gegen die See. —

Nebelgrau lag der Abend über Stadt und

Land — die Gestalten zogen duftig, wie Schatten, an ihm vorüber; denn auf seinen Augen lag es, wie ein Schleier. —

Jetzt stand er allein auf einer Anhöhe, hart am Meeresstrande. Wie damals brannte das Abendroth, nur die Wellen wogten unruhiger, die Wolken waren dunkler, gigantischer — wild rauschte die Fluth auf; er sah lächelnd hinab, der Wind hob sich und fuhr durch sein Haar; er breitete das Gemälde aus, es flatterte hoch in der Luft. „Du mußt mit!" sprach er dumpf — und gefühllos tönten die Worte aus der Seele — er hüllte sich in das Bild, wie in einen Mantel. Da brannte das Abendroth tiefer, da bildete sich, wie damals, eine Gestalt aus Wolkenschaum; die Blicke winkten, die Arme winkten — die Wellen schwollen, und schwollen und zogen wie magnetisch hinüber. — „Komm!" tönte es aus den Wolken melodisch und dumpf, lockend und grauenhaft: „Komm!" — Der Kranz zitterte hoch in der Hand, er brannte wie eine Sternenreihe — „komm! komm!" murmelten die Wellen: da donnerten die Schlünde vom Fort und mit vollen Segeln flog ein Schiff aus dem Hafen. — „Segelt ihr? — ich folge schon!" schrie er wild auf: — da verblaßte die Gestalt bereits, tiefer und tiefer sank

und glomm der Kranz — „komm!" tönte es noch einmal ſüß verhallend und lockend, erſterbend. — „Ich komme!" ſchrie er wild — und ſprang die Klippe hinab, und der Wind legte ſich in das Bild, und blähte es wie ein Segel und trieb ihn weit hinaus. Die Fluth rauſchte auf im Falle und er hüllte ſich ein. —

Ein Schiffer ſah von der Rhede den Sprung, er bemannte ein Boot und flog hinaus. Der Wind aber, der vom Hafen wehte, trieb den Maler vorwärts — viermal tauchte er auf, dann umſchlang er das Bild feſter — und das Meer war eben und glatt an der Stelle, wo er verſunken war. —

Wolhardt und Eliſabeth hatten im Hafen vergebens geforſcht. Endlich berichtete ein Bekannter, er habe den Geſuchten vor einer Stunde im Geſpräche mit dem Piloten Schrams geſehen. Dieſer war in der Rhede. Sie eilten hin. Er berichtete, wie er den Maler auf dem Rückwege nach der Stadt verlaſſen habe. — Sie flogen zurück nach der Stadt. Sie traten in die Wohnung — die offenen Gemächer, die Zerſtörung an den Bildern, die Ausſage des Knaben, der den Maler beobachtet hatte; — Alles gab Gewißheit. — Jetzt wäre beinahe

der kräftige, besonnene Wolhardt zusammengebrochen im Vorgefühle des schrecklichen Kommenden; aber Elisabeth, das Weib, hielt sich auch jetzt noch am kräftigsten. Sie eilten wieder nach dem Hafen. — Es dunkelte bereits stark. Vieles Volk war auf einem Punkte zusammengelaufen. Der Rheder war unverrichteter Sache zurückgekommen, er und ein Schiffsjunge, die den Maler in der Nähe belauscht hatten, erzählten den Vorfall. Elisabeth drängte sich durch die Menschen. — Einzelne Worte tönten ihr entgegen — es war Gewißheit und jetzt brach sie lautlos, starr, ohnmächtig zusammen, wie eine Lilie, die vom Wurme schon lange genagt, nur noch eine Faser hält — bis der Wind weht und sie sinkt. Wolhardt ließ sie nach ihrer Wohnung schaffen.

Schon am folgenden Tage schiffte er sich nach Amerika ein. Er hatte noch durch die Gerichts-Behörde Frank's Gemälde alle um eine beträchtliche Summe an sich gebracht, die der Wittwe eine reichliche Existenz verbürgte. Aber sie folgte dem Gatten bald.

* * *

Die Lehre meiner Erzählung liegt wohl in dem Erzählten selbst klar: der Traum darin

war selbst mein Traum; manchem jungen Künstler aber würde ich zurufen, seine Phantasie in ihrer Ueberfülle mehr für die Kunst zu beschränken, und das Leben zu nehmen, wie es sich giebt, ohne die Anforderungen jener daran stellen zu wollen.

Don Juan d'Austria.

Novelle.

Von Gustav Sellen.

Unter duftenden und prangenden Blumen selbst die schönste, stand Maria von Mendoza auf dem Balkon ihres Landhauses unweit Madrid, und schaute durch die Schatten der still verschwiegenen Nacht hinaus in die dunkle Kastanien-Allee, des zögernden Geliebten harrend. „Er bleibt lange!" sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer, und preßte die kleine weiße Hand auf den wogenden Busen, als wolle sie die Sehnsucht des liebeglühenden Herzens beschwichtigen. Mißmuthig stützte sie dann das schöne Haupt in die Hand, da ertönten rasche Schritte unter den Kastanien, und bald ward eine hohe, kräftige Jünglingsgestalt sichtbar. Unter dem leichten Barett, welches nachlässig auf dem Scheitel ruhete, drängte sich eine Fülle blonder Locken hervor, die wallend über den Nacken floß. Die glänzenden, dunkelblauen

Augen schienen des Nordens Milde mit des Südens Glut zu einen, und auf der hohen, offenen Stirn thronte ein edeler Stolz. Frei und kräftig schritt der Jüngling daher, wie zum Herrscher geboren.

„Mein Juan!“ flüsterte Maria ihm vom Balkon entgegen. „Maria!“ antwortete er, und streckte unwillkührlich die Arme nach ihr aus, sie aber eilte herab, dem Geliebten die Thüre zu öffnen.

Kaum hatte diese sich hinter ihm geschlossen, als noch eine menschliche Gestalt aus dem Dunkel der Kastanienallee hervortrat. Aber wie verschieden war diese von der vorigen. Eine kleine, unansehnliche Figur. Schwarzes, struppiges Haar hing wild um den Kopf. Tief in das Gesicht gedrückt, bedeckte das Barett beinahe die kleinen grünen Augen, die, größtentheils niedergeschlagen, nur dann und wann tückisch lauernd aufblitzten. Kein Zug des ganzen Gesichtes war klar zu erkennen, doch schien so viel gewiß, daß der Kampf widerstreitender, gehässiger Leidenschaften, sie so widerlich verzerrt habe. Spähend, lauschend, schlich der Unheimliche immer näher, und als er jetzt das Gekose der Liebenden durch das geöffnete Fenster zu vernehmen glaubte, da ballte er in ohnmächtiger Wuth

krampfhaft die Hände. „Also nicht Tugend ist es," murmelte er vor sich hin, „welche das schöne Weib abhält, mein Flehen zu erhören, wie ich Thor genug war, zu wähnen. Auch sie kennt die Liebe, und ergötzt sich an deren Süßigkeiten in den Armen eines Andern, während ich, ich, der Königssohn, zurückgewiesen werde, mit einer Kälte zurückgewiesen werde, die nahe an Verachtung grenzt. Ha! das fordert Rache, blutige Rache! Doch zu reizend ist die schöne Schlange, daher sei noch ein Sturm gewagt, und mißlingt auch der, nun, dann Verderben über das girrende Pärchen, oder ich will nicht Carlos heißen!" Hierauf wickelte er sich in seinen Mantel, der finster war, wie er selbst, und verschwand in dem nahen Gebüsch.

Der junge Tag stieg bereits im Osten aus dem Meere hervor, die Vögel verließen die schützenden Nester, und begrüßten im tausendstimmigen Jubelchor Gottes herrliche Schöpfung, da öffnete sich wieder die Thür des nahen Landhauses, und heraus schlüpfte der glückliche Juan. Noch einen Kuß drückte er auf die Lippe der herrlichen Maria, und eilte dann in das Gebüsch, dem Blicke neidischer Späher sich zu entziehen.

Ihm nach schlich Carlos, der die ganze Nacht

hier gewartet hatte, und vor Eifer glühete, seinen glücklichern Nebenbuhler kennen zu lernen. Kaum traten Beide hinaus in das Freie, als er ihn mit Staunen erkannte. „Also der Knabe?“ murmelte er, und verdoppelte seine Schritte, Juan einzuholen.

„Guten Morgen, Prinz!“ redete er ihn an. Flüchtig dankte Juan, und wollte eben fragen, was den Infanten schon so früh vom Lager gelockt, als Carlos, ungeduldig, seinem Zorne Worte zu geben, sprach: „Ihr habt einen sonderbaren Weg eingeschlagen, Knabe, Euch zu dem geistlichen Stande vorzubereiten, dem Ihr bestimmt seid. Wenn Ihr schon jetzt, wo noch nicht der erste Pflaum um Euer glattes Kinn sproßt, die Nächte mit schönen Weibern durchschwelgt, was wird man dann nicht erst bei reiferem Alter von Euch erfahren. Wahrlich,“ setzte er höhnisch lachend hinzu, „Ihr berechtigt zu herrlichen Erwartungen!“

Unwille röthete das Gesicht des beleidigten Juan. Tief empfand er die kränkenden Worte, noch mehr noch verdroß es ihn, daß der Schleier des Geheimnisses, welcher bisher sein Verhältniß zur schönen Mendoza so glücklich barg, jetzt frech zerrissen war. Doch kämpfte er seinen aufsteigenden Zorn männlich nieder, und sagte

mit anscheinend kalter Gelassenheit: „Ihr thut sehr übel daran, Carlos, mich an meine geistliche Bestimmung zu mahnen. Auch paßte die Kutte wahrlich viel besser für Euch, der den mangelnden Muth selbst zu erheucheln verschmäht, und dessen einzige Waffen Tücke, Hinterlist und Verrath sind."

Rasch griff Carlos bei diesen Worten nach dem Schwerte, und auch Juan legte die Hand auf den Griff des seinigen, aber des Infanten Feigheit siegte über seine augenblickliche Aufwallung. Er ließ die Hand sinken, und sagte verächtlich: „Ihr vergeßt, mein holdes Knäblein, daß Ihr mit dem Thronerben Spaniens sprecht!"

„Mit dem Juan d'Austria dennoch nicht tauschen mögte!" fiel rasch der Jüngling ein.

„Ganz nach Eurem Belieben," lachte der Infant. „Sonderbar," fuhr er fort, „daß endlich doch einmal unsere Meinung übereinstimmt. Auch ich würde mit Euch nicht tauschen, selbst nicht, um im Arme Eurer schönen Buhlerin ruhen zu können!"

„Infant!" schrie wüthend Juan, und das Schwert blitzte in seiner Rechten.

„Verbirg schnell den blanken Stahl, Knabe!" sagte Carlos; „Es mögte Dich Jemand bemerken

und dann wegen gebrochenen Burgfriedens gegen Dich klagen. Auch würde es Dir wenig Ehre bringen, Deinen künftigen König und Herrn meuchlings zu morden."

Jetzt erst sah Juan, daß er während des Gesprächs den geheiligten Boden vom Bezirke des Königlichen Pallastes betreten hatte. Unmuthig warf er daher sein Schwert klirrend in die Scheide. Dann wandte er sich zu Carlos, und sagte feierlich ernst, daß es beinahe klang, als rede er in prophetischer Begeisterung: „Poche nicht zu sehr auf Deine Aussicht, den Thron des mächtigen Spaniens zu besteigen. Nicht ungestraft läßt die ewige Vorsicht Frevel auf Frevel häufen, und wenn das Maaß voll ist, weiß sie selbst den mächtigsten Verbrecher zu zermalmen!" Nach diesen Worten wandte er dem Infanten stolz den Rücken, und ging, seinen Freund und Vertrauten, Alexander Farnese, aufzusuchen, um Freud und Leid der jüngsten Zeit mit ihm zu theilen.

Sinnend sah Carlos ihm nach. Der feierliche Ton, in dem Juan gesprochen, hatte ihn erschüttert. Schaudernd sahe er einen Augenblick auf den Weg des Lasters, den er nun schon seit geraumer Zeit gewandelt. Kehre um, zur Tugend durch Reue und Buße! schien eine

innere Stimme ihm zuzurufen, doch er achtete nicht auf ihr leises Flüstern, welches von der Sünde überschrieen ward, und über neuen Lastern brütend, langte er auf seinem Zimmer an.

„Freue Dich mit mir, mein Alexander," jubelte Juan in den Armen des Prinzen von Parma, schnell den Hohn des Infanten Don Carlos vergessend; „freue Dich mit mir; bald werde ich die Wonne erleben, Vater zu sein. Diese Nacht gestand Marie es mit lieblicher Verschämtheit."

„Du Glücklicher!" entgegnete Alexander Farnese. „Wärst Du es nicht, ich könnte Dich beneiden. Ja, es ist ein Engel, diese Maria Mendoza, herabgestiegen vom Himmel, um die armen Sterblichen zu beglücken. Juan, könntest Du je die Liebe dieses Mädchens mit Undank lohnen, je vergessen, daß sie mit Vater und Mutter sich entzweite, um Dir anzugehören, daß sie die glänzendsten Verbindungen ausschlug, um Deiner Liebe sich ganz und ohne Rückhalt hinzugeben, könntest Du dies Alles vergessen, wahrlich, ich müßte von Stund an aufhören, Dich zu lieben, und leicht könnte ich als rächender Vergeltungsengel vor Dich hintreten, und Dich fragen, wie Du der Alles aufopfernden Liebe lohntest."

„Wie Du gleich wieder Dich von Deiner südlichen Hitze hinreißen lässest!“ sagte Juan, die Hand des Freundes drückend. „Wer Dich so sähe, mein Alexander, der sollte wahrlich glauben, der Frevel, den Du nur im Traume sahst, wäre schon begangen. Doch fürchte nicht, daß dies je geschehe; sieh, hier schwöre ich —“

„Halt! schwöre nicht,“ rief Alexander, heftig die Hand seines Freundes herabziehend, die dieser zum Schwure bereits erhoben. „Hart müßte Deine Strafe sein, begingst Du diese Sünde; lade daher nicht noch die des Meineides auf Dich!“

„Wie?“ fragte Juan, entrüstet von seinem Sitze aufspringend, „Du hieltest mich fähig —?“

„Das nicht, mein Juan,“ unterbrach der Prinz besänftigend. „Könnte ich Dein Freund sein, thäte ich dies? Aber wer vermag für seine künftigen Handlungen zu stehen, wer für sein Herz gut zu sagen, das leider nur zu oft, auch bei den kräftigsten Männern schon, ein Spielball des Augenblicks war? Daher bitte ich, schwöre nicht. Oder,“ setzte er lächelnd hinzu, „hältst Du Dich etwa der Erfüllung des Schwures, ohne den Schwur selbst, nicht fähig?“

Der Prinz erreichte seine Absicht. Juan versicherte, der Schwur habe nur dazu dienen

sollen, seine Worte in den Augen des Freundes zu bekräftigen, und da dies nun nicht mehr nöthig scheine, finde er auch den Eid nicht mehr erforderlich. So war der kleine Hader der beiden Freunde schnell wieder beigelegt.

Jetzt erzählte Juan, was ihm an diesem Morgen mit dem Infanten Don Carlos begegnet sei.

„Schlimm!" sagte Farneſe, als Juan geendigt, „sehr schlimm; besonders, daß Carlos um Deine Liebe weiß. An dich, den Löwen, wagt sich der Feige nicht, aber Maria, das arme Lamm, wird der Tückische zu verderben trachten. Laß uns mit regem Sorgfalt ihr Leben und ihre Freiheit bewachen. Will's Gott, gelingt es uns, dem Argen die gehoffte Beute zu entziehen. Doch leicht ist dies wahrlich nicht, denn Carlos scheut, ist seine Leidenschaft gereizt, kein Mittel, um zum Zwecke zu gelangen. Und täusche ich mich nicht, ist Eifersucht hier mit im Spiel. Ich müßte mich sehr irren, oder die schöne Mendoza erfüllt des Infanten Brust mit dem Feuer unreiner, doch darum nur um so verderblicherer Leidenschaft."

„Du irrst, Alexander!" sagte Juan. „Unmöglich kann Dir unbekannt sein, was der ganze Hof täglich durch neue Beweise bestätigt sieht."

„Du meinſt des Infanten Liebe zu unſrer großen Königin? Glaube mir, Juan, die iſt nur Maske; wie Carlos ganzes Thun und Treiben nur bezweckt, die Welt zu täuſchen oder zu betrügen. — Irre ich, ſo bitte ich zugleich ihm meine ungerechte böſe Meinung herzlich ab, aber ich glaube — Carlos ſinnt Verrath, Verrath gegen ſeinen Vater.“

„Unmöglich!“ unterbrach ihn Juan.

„Laß mich ruhig ausreden!“ bat Alexander. — „Herrſchſucht iſt eine von Carlos Hauptleidenſchaften, und Philipp lebt ſeiner Ungeduld zu lange. Daher trachtet er, ſich ſeiner zu entledigen; doch iſt er klug genug, es einzuſehen, es werde ihm zu ſo unerhörtem Frevel Niemand hülfreich die Hand bieten. Nun ſucht er, ſich den Schein des Rechtes und der Tugend zu verſchaffen, wohl wiſſend, daß die Menſchen gern dem Frevel auch die Strafe folgen ſehen, und iſt dieſe gerecht, dem Werkzeuge derſelben Beifall zujauchzen. Dies nun iſt der Grund, ſo glaube ich es wenigſtens, weshalb er Liebe heuchelt gegen ſeine Mutter, die anfangs ihm beſtimmte Braut. Die Welt ſoll mit Abſcheu auf den Vater blikken, der ſeinem Sohne die geliebte Braut raubte, um ſelbſt in ihren Armen das Glück zu finden, zu dem Alter und Verträge den Infanten be-

richtigten. Dies der Grund, weshalb Carlos mit Eifer die Sache der unterdrückten Niederländer unterstützt, und sich offenbar des Vaters ganzem Zorne aussetzt. Die Welt, die seine Beweggründe, seine Absichten nicht kennt, soll den Edelmüthigen bewundern, der sich selbst aufopfert für die Sache eines fremden, unterdrückten Volkes. Glaube mir, Juan, erreicht Carlos seine Zwecke, und wirft dann im Gefühl der Macht die Maske ab, die ihn drückt, und die er ferner nicht für nöthig hält, so mag der Erdball vor ihm zittern!"

„Doch wir zittern nicht!" rief Juan in edler Hitze, und reichte dem Freunde die Rechte. Kräftig schlug dieser ein, und Beide wiederholten nun: „Wir zittern nicht, wie auch der Himmel Alles fügen möge!"

Noch beredeten sie genau, wie sie sich vor Verrath und Hinterlist schützen wollten, und schieden dann, Jeder den Geschäften des Tages nachgehend.

An der Wiege ihres Kindes saß Maria von Mendoza an einem schwülen Gewitter-Abende. Thränend blickte sie auf das Kind ihrer Liebe, von dem sie schon in kurzer Zeit sich trennen sollte. Vor einigen Tagen hatte Juan ihr die

harte Nothwendigkeit verkündet. Sie bat und flehte, ihr das Töchterchen nicht zu rauben, aber Juan, obgleich von dem Schmerze der Geliebten innig gerührt, beharrte feſt auf ſeinem Entſchluſſe, da er dieſe Trennung zur Sicherheit der Mutter ſowohl, als des Kindes, für unumgänglich nöthig hielt. Nur auf die dringendſten Bitten gab er ſo weit nach, daß Maria die Tochter noch eine Woche bei ſich behalten durfte, um ſich während dieſer Zeit mit dem trüben Gedanken vertraut zu machen, das Liebſte zu entbehren, was ſie nach ihrem Juan auf dieſer Erde beſaß. Die kurzen acht Tage lagen jetzt hinter ihr, und ſchon am folgenden Morgen, in der größten Frühe, wollte Juan kommen, um ſeine Tochter ſelbſt zu Magdalena Quisciada zu bringen, der er dies theure Pfand anzuvertrauen beſchloſſen.

Mit zärtlicher Sorgfalt hatte die edle Frau über Juans erſter Kindheit gewacht. Von ihr durfte er erwarten, daß ſie dem armen kleinen Weſen, welches ſchon bei der Geburt verdammt ward, von Vater und Mutter getrennt zu leben, die Liebe der Eltern ſo viel als möglich erſetzen werde. Er hegte das feſte Vertrauen, daß die treue Pflegerin ſeiner Jugend dem Zöglinge, den ſie gleich einem eignen Sohn

liebte, die Bitte, sein Kind zu erziehen, nicht abschlagen werde. Auch lebte Magdalena Quisstiada seit dem Tode ihres Gatten, welcher Hofmarschall Kaiser Karls V. gewesen, still und eingezogen auf ihrem Landsitze, und nur in der Verborgenheit lag Sicherheit für Anna.

Ein dunkeles Gefühl schien der schönen Mendoza zu sagen, daß sie ihr Kind nie wieder sehen werde, und die Thränen heißer Wehmuth fielen auf die Wange der schlummernden Kleinen, welche lächelnd in dem Bettchen lag, und nichts von dem Jammer ahnete, den ihr Anblick ihrer Mutter verursachte. So in sich selbst und in Träumereien über ihre Zukunft versunken, hatte Maria ein leises Klopfen an die Thüre überhört. Jetzt ward lauter gepocht, und erschreckt sprang Maria auf von ihrem Sitze. Juan, rief sie, in der Meinung, daß nur er es sein könne, und ging, die Thüre zu öffnen; aber die Knie wankten ihr bei den wenigen Schritten, denn ihr ahnete nichts Gutes von dem Besuche zu so ganz unerwarteter Zeit. Jetzt öffnete sie die Thür, und taumelte mit einem Schrei des Entsetzens zurück, denn nicht ihr theurer Juan stand vor ihr, sondern der Infant Don Carlos.

„Erschreckt Ihr doch, schönes Fräulein, als

wäre ich ein Geſpenſt!" ſagte er, mit zudringlicher Freundlichkeit näher tretend, und die Thüre hinter ſich anziehend.

Noch mit zitternder Stimme, doch erholt von der Heftigkeit des erſten Schreckens, fragte Maria, was ihr noch ſo ſpät die Ehre verſchaffe, den Prinzen bei ſich zu ſehen.

„Ich ritt hier in der Nähe vorbei," entgegnete beinahe frech der Infant, indem er ſich ſetzte, und Maria bat, ein Gleiches zu thun, „und da ich wohl vermuthen konnte, daß Euer Buhle heut nicht bei Euch ſei, beſchloß ich, ſeine Stelle auf ein Stündchen oder noch länger, bei Euch zu vertreten."

„Ihr müßt wohl ſelbſt das Unſchickliche Eures Betragens fühlen, Prinz," ſagte Maria, mit edelem Stolze, „und werdet ſicher die Bitte erfüllen, mich ſogleich zu verlaſſen."

„Keinesweges, mein Täubchen!" entgegnete der Infant, indem er Maria zu umarmen ſtrebte. „Feſt habe ich mir vorgenommen, heut mein Glück bei Dir zu verſuchen, und nicht eher darfſt Du darauf rechnen, Deine Bitte erfüllt zu ſehen, ehe Du erfüllt, warum ich bitte."

„Ihr werdet frech, Prinz!" ſagte Maria, zitternd vor Schaam und Zorn. „Macht nicht,

daß ich den Fürsten in Euch vergesse, und nur den frechen Ehrenräuber sehe, als welchen Ihr selbst Euch zeigt. Erschiene Juan in diesem Augenblicke —!"

„Das wird er nicht," unterbrach Carlos sie. „Der sah bei der heutigen Jagd der schönen Tochter eines Försters zu tief in die Augen, und übernachtet nun bei ihrem Vater." Höhnisch lachte er nach diesen Worten laut, doch sichtbar gezwungen.

„Ihr irrt Euch sehr, Prinz, wenn Ihr wähnt, mit Euren elenden Lügen Glauben bei mir zu finden," sagte Maria. „Doch nun noch ein Mal, entfernt Euch, wenn Ihr nicht wollt, daß ich meine Dienerschaft zu Hülfe rufen soll."

„Sträube Dich, wie Du willst," rief Carlos, jetzt alle Mäßigung vergessend, „Du mußt dennoch die Meinige werden!" und die Rücksicht ganz aus den Augen setzend, die er dem zarten Geschlechte schuldig, umschlang er sie schnell mit beiden Armen, und strebte, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Laut nach Hülfe rufend, rang Maria mit ihm, und versuchte vergebens, den Dolch zu erfassen, den sie gleich so vielen Spanierinnen, stets in ihrem Busen barg. Da flog die Thür auf, und herein traten Juan und der Prinz von Parma.

Mit kräftigem Arm erfaßte Erſterer den Infanten, riß ihn fort von ſeiner Geliebten, und ſchleuderte ihn ſo heftig in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers, daß er erſt taumelte, und dann zu Boden fiel.

„Baſtard!“ rief er zähneknirſchend, indem er ſich mühſam erhob. Aber Juan achtete nur wenig auf ihn, denn bläſſer und immer bläſſer war Maria geworden, und jetzt ſank ſie ohnmächtig auf den Seſſel, der hinter ihr ſtand. Juan ſprang ihr zur Hülfe, aber dennoch hatte er Carlos Schimpfwort nicht überhört. Maria mit dem einen Arme umſchlingend, ſagte er, halb zu ihm gewendet, mit kalter Verachtung: „Beſſer iſt doch noch ſtets eines großen Kaiſers Baſtard, als eines Königs ungerathener Sohn!“ Kaum hatte er dieſe Worte geendet, als der Infant auf ihn zuſprang, und ihm einen kräftigen Backenſtreich verſetzte. Noch ehe Juan Zeit gewonnen, ſein Schwert zu ziehen, um den Schimpf in dem Blute des frechen Beleidigers abzuwaſchen, hatte dieſer ſich durch die Flucht zu retten gewußt, und als Juan wüthend ihm nach wollte, da hielt der Prinz von Parma ihn zurück, und beſchwor ihn, ſeinen Zorn zu beſänftigen, und vom Könige Genugthuung zu verlangen, was bei dem hohen Stande des In-

fanten gewiß räthlicher sei, als selbst die blutigste Rache an ihm zu nehmen. Lange sträubte sich Juan, auf des Freundes Worte zu hören, und erst, als Maria, die bald wieder sich erholt hatte, ihn unter Thränen beschwor, ihr und ihres Kindes Schicksal zu bedenken, wenn der Infant durch seine Hand fiele, da erst willigte er ein, dem Könige, seinem Bruder, Carlos Bestrafung anheim zu stellen.

Als alle Gemüther wieder etwas beruhigt waren, als das Kind, durch den lauten Lärm aus seinem Schlummer aufgeschreckt, die kleinen Augen wieder geschlossen, da erst fand Maria Worte, dem Himmel zu danken, daß er den Geliebten zu so gelegener Zeit zu ihrem Schutze, ihrer Rettung hergesandt.

„Wohl magst Du Gott für seine Gnade danken," sagte Juan; „doch nächst ihm auch meinem theuren Alexander." Dabei drückte er innig dessen Hand, Maria aber dankte ihm mit wenigen Worten, begleitet von einem Blicke, der auch wohl größere Dienste überschwenglich belohnt hätte. „Er," fuhr Juan fort, „machte mich heute zuerst darauf aufmerksam, daß Carlos gegen das Ende der Jagd sich unter einem nichtigen Vorwande entfernt habe. Sogleich vermuthete ich seine Absicht, doch war es mir

unmöglich, eher abzukommen, als bis ich den König nach Madrid zurück begleitet hatte. Dann aber eilte ich mit meinem Alexander sogleich hieher, und, Gott und alle Heiligen seien gepriesen, langte noch zu rechter Zeit an, Dich gegen ärgere Unbill zu schützen."

Die Morgenröthe überraschte die drei eng Vereinten unter traulichen Gesprächen, die Reise aber unterblieb, da Juan jetzt keines Gedankens weiter fähig war, als wie es ihm gelingen könne, seine gekränkte Ehre so bald, so vollkommen, als möglich, wieder herzustellen. So erwuchs der armen Maria aus den Leiden des vergangenen Tages doch die Freude, ihre geliebte Anna noch einige, vielleicht auch längere Zeit, bei sich zu behalten.

Der heimtückische Carlos hatte seine Zeit trefflich genützt, denn als Juan zu seinem Bruder entboten ward, den er um eine Unterredung unter vier Augen hatte ersuchen lassen, war der König durch den Infanten bereits von dem Streite unterrichtet, und eben nicht zum Vortheil seines Bruders gestimmt. Sichtlicher Unmuth machte das stets ernste Gesicht Philipps noch finsterer, und noch ehe Juan zu Worte kommen konnte, redete der König ihn an: „Es

muß Uns sehr unangenehm sein, Prinz!" sagte er, „durch Unseren Sohn zu erfahren, wie Eure Ausschweifungen Schuld an einem Streite und einem Auftritte waren, wie er unter den nächsten Verwandten des Königs von Spanien selbst nicht in Gedanken Statt finden sollte!"

Ueberrascht und unwillig, sich so empfangen zu sehen, wie er weder erwartete noch verdiente, wollte Juan den König unterbrechen, aber mit einem unwilligen: „Ich spreche, Prinz!" verwies Philipp ihn zur Ruhe. — Nach einer kurzen Pause fuhr er dann fort: „Nicht unbekannt ist es Uns, daß Ihr mit Maria Mendoza eine verbotenes Liebesverständniß angeknüpft habt. Mehrere Glieder dieser angesehenen und achtbaren Familie, über die Unwürdigkeit Eures Verhältnisses zu ihrer Verwandten empört, haben bereits bei Uns Klage über Euch geführt; da Ihr jedoch bisher öffentliches Aergerniß vermieden hattet, wiesen Wir sie zurück. Jetzt aber untersagen Wir Euch jeden ferneren Umgang mit der Mendoza bei Strafe Unserer ganzen Ungnade!"

Kaum konnte Juan den Ausbruch seines Zornes noch zurückhalten, da sagte der König, vielleicht nicht ganz ohne Furcht vor den augenblicklichen Folgen der Wuth seines Bruders,

mit gemilderterem Tone: „Ich will meinen Sohn nicht gegen Dich in Schutz nehmen. Auch er hat unverantwortlich gefehlt, und Strafe gebührt ihm, wie sie Dir durch Meinen Verweis bereits geworden. Ich habe ihn zu Mir entbieten lassen, und er soll in Meiner Gegenwart Dich um Verzeihung bitten. Ich hoffe, daß des Königs Stiefbruder es für hinlängliche Genugthuung halten wird, wenn des Königs Sohn gesteht, er habe gegen ihn gefehlt!"

Schweigend verbeugte sich Juan, und in dem Augenblick trat Carlos ein. Er erblaßte, als er Juan gewahrte, und unwillig murmelte er auf des Königs Geheiß einige unverständliche Worte gegen den Oheim, die eben so gut eine neue Beleidigung, als eine Abbitte der bereits empfangenen enthalten konnten, die Juan aber gezwungen für das Letztere nehmen mußte. Zugleich ward er durch ein kaltes Kopfnicken Philipps entlassen.

Fast vernichtet fühlte sich der arme Juan, und unwillkührlich rannen die Thränen der Wuth und des Schmerzes über seine Wangen, als er in den Busen seines theuren Alexander seinen ganzen Kummer ausschüttete. Unbegreiflich war diesem die Strenge des Königs, da er wohl wußte, daß Philipp gegen Carlos grade

jetzt besonders ungünstig gestimmt war. Er suchte Alles hervor, Juan zu trösten, aber vergebens. Stumm, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, saß dieser vor ihm da, und hörte nicht auf die Worte seines Freundes. Doch plötzlich sprang er auf, und schnell war das gewöhnliche Feuer wieder in ihn gekommen.

„Maria nicht mehr sehen?" rief er, und ballte die Hände. „Kein Gott sollte es mir wehren können, und leichter ist der Zorn des Königs, als die Trennung von der Einzigen zu tragen. Komm, Alexander," sagte er, des Freundes Arm ergreifend. „Laß uns zu ihr und sie auf die neuen Stürme vorbereiten, die unserer Liebe drohen.

„Du sollst zu ihr," sagte der Prinz von Parma, „und thöricht wäre es von Dir, des Königs Befehl gewissenhaft zu befolgen. Nur jetzt geh' noch nicht. Es würde den Anschein haben, als forderteſt Du Deinen Bruder heraus, und Trotz, das weißt Du wohl, kann Philipp nicht vertragen. Verrathen aber würde Dein Besuch bei Maria auf jeden Fall, denn nicht unwahrscheinlich ist es mir, daß die Mendoza's, in der That aufgebracht über Dein Verhältniß zu ihrer schönen Verwandten, diese mit Spionen umgeben. Daher verschmähe die

nöthige Vorsicht nicht. In täuschende Verkleidungen gehüllt, wollen wir Beide noch diese Nacht zu ihr, Dein treuer Antonio mag sie auf unseren Besuch vorbereiten. Bis zur Nacht aber versprich mir, Dich scheinbar ruhig des Königs Willen zu fügen."

Juan versprach es, doch ward Antonio auf Umwegen sogleich an Maria abgesendet. Am Abend verließen die beiden Engverbundenen, als Diener des Hauses Mendoza gekleidet, heimlich den Pallast, und kamen ohne Hinderniß in die Nähe von Maria's Landhaus.

Nur wenige Schritte hatten sie noch zu gehen, da trat aus dem Gebüsche ein Mann in einen Mantel gehüllt, das unscheinbare Baret tief in die Augen gedrückt, auf sie zu. „Piedro, Battista, seid Ihr es?" flüsterte er mit verstellter Stimme; dessen ungeachtet erkannten die Freunde den Infanten in ihm. Schon zuckte Juans Hand nach dem Dolche in seinem Busen, doch Alexander, der die Bewegung bemerkte, hielt seinen Arm zurück, und antwortete, ebenfalls mit verstellter Stimme: „Ja! wir sind's!"

„Nun," sagte Carlos, „thut Eure Schuldigkeit. Jeder Bote des Prinzen, ja, sogar er selbst, wird festgenommen, und nach dem

Schlosse des Grafen Mendoza gebracht; vorher aber macht Ihr mir Anzeige davon. Sind die Anderen auf ihren Posten?"

Nur mit der größten Anstrengung konnte Alexander den wüthenden Juan jetzt noch zurückhalten, und es war ein Glück für den Infanten, daß er sich sogleich entfernte, als auch seine zweite Frage durch den Prinzen von Parma mit einem kurzen rauhen Ja! beantwortet worden. Zwar wollte Juan ihm nach und ihn zum augenblicklichen Kampfe auf Leben und Tod zwingen, doch sein Freund, stärker als er, zog den Widerstrebenden, seines Sträubens ungeachtet, mit sich fort, und bald traten sie, von den umgebenden Spähern unbemerkt, in Maria's Landhaus.

„Gelobt sei die heilige Jungfrau!" rief Maria bei ihrem Anblicke aus, denn trotz der Verkleidung erkannte sie die beiden Freunde sogleich. „Vergebens harrte ich den ganzen langen Tag auf Nachricht von Dir. Du böser, böser Juan, mich so ganz in Ungewißheit zu lassen!"

Ueberrascht trat Juan einen Schritt zurück. „Wie?" sagte er, „war Antonio nicht bei Dir?"

„Nicht mit einem Auge habe ich ihn gesehen!" entgegnete Maria. „Hattest Du ihn denn mit einem Auftrage an mich abgesendet?"

Ohne ihr zu antworten, wandte Juan ſich zu ſeinem Freunde. „Was mag aus dem treuen Diener geworden ſein, mein Alexander?“ fragte er, in ſichtlicher Angſt über das Schickſal ſeines Antonio.

„Wahrſcheinlich,“ erwiederte der Prinz von Parma, „iſt er den Spähern des Infanten in die Hände gefallen, und befindet ſich daher gegenwärtig wohl nicht in den beſten; doch iſt es nur gut, daß wir durch unſer Zuſammentreffen mit Carlos wiſſen, wohin man ihn geführt hat. Ein Ritt nach dem Schloſſe des Grafen Mendoza wird ihm ohne Zweifel die Freiheit wiedergeben, wird dieſe nur mit dem nöthigen Ernſte gefordert.“

„Nun, wir wollen das Beſte erwarten, auch hoffe ich noch immer, daß mein Anton ſich durch Muth und Verſchlagenheit ſelbſt aus der Gefahr befreien wird.“

Und ſo war es auch, denn kaum hatte Juan dieſe Vermuthung geäußert, da ward behutſam die Thüre geöffnet, und herein ſchaute das bärtige Geſicht Antonio's, oder richtiger wohl, Antons, denn er war ein redlicher Deutſcher, mit Leib und Seele.

„Willkommen, willkommen, Du treuer Burſche! jubelte Juan ihm entgegen, und ſchloß

den Sträubenden in der ersten Freudenaufwallung innig in seine Arme. „Aber wo bliebst Du so lange?“ sagte er dann mit mehr Ruhe.

„Gnädigster Herr, wo ich wahrlich nicht gern war!“ entgegnete Anton; „in der Gefangenschaft!“

„Wessen?“

„Ja, das weiß ich selbst nicht genau anzugeben; irre ich mich aber nicht, so war der eine meiner Begleiter ein verkleideter Diener des Infanten, der andere im Dienst des Grafen von Mendoza, wenigstens glaube ich ihn noch gestern in dessen Farben gekleidet gesehen zu haben.“

„Richtig vermuthet!“ sagte Alexander zu Juan, dieser aber zu seinem Diener:

„Und von zwei einzelnen Männern ließest Du Dich begleiten?“

„Begleiten?“ sagte Anton, „o ja! aber nicht fangen. Dazu gehörten ihrer sechs, und eine derbe Katzbalgerei, bei der Jeder sein richtiges Theil bekam. Seht hier das meinige,“ und damit bückte er sich, Juan einen tüchtigen Hieb zu zeigen, den er in den Hinterkopf erhalten.

„Wie, Du bist verwundet?“ fragte dieser

verwundert; Maria aber fragte nicht, ſondern eilte, Wundbalſam und Binden zu holen.

„Nun!“ entgegnete Anton etwas unwillig, „Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich mich mit heiler Haut fangen laſſe? Nein, ohne den Hieb mögten ſie meiner wohl nicht habhaft geworden ſein; aber der betäubte mich doch ſo ein Bißchen, und das benutzten die feigen Schufte. Einer warf mich zu Boden, indem er mich unterlief, und dadurch zugleich entwaffnete. Wie die Andern kein Schwert mehr in meiner Hand ſahen, da erwachte ihre Tapferkeit. Sie ſprangen auf mich zu, banden mir die Hände, und Jene Beiden, die ich zuerſt nannte, und die noch am wenigſten gezeichnet waren, nahmen mich nun zwiſchen ſich, und — Ihr braucht nicht zu denken, daß ich ihnen etwas ſchuldig blieb,“ unterbrach er ſich hier ſelbſt. „Jeder hat wenigſtens eine Schramme, und da ich nun auch nicht mehr habe, denke ich, meine Zeche wohl bezahlt zu haben, und wäre nicht —“

„Ja, ja! ich kenne Deine Tapferkeit!“ unterbrach Juan voller Ungeduld den ganz aus der erwarteten Richtung gekommenen Strom ſeiner Worte. „Doch Du wollteſt uns ja ſagen, wohin man Dich führte.“

„Ach ja!“ entgegnete Anton. „Zuerſt alſo

einige hundert Schritte abseits von der Straße. Dort waren Rosse angebunden, und jeder meiner Begleiter bestieg eins, aber sie waren unhöflich genug, mir keins anzubieten, obgleich noch mehrere dort ſtanden. Ich mußte alſo gehen, und an jeder von meinen zwei Seiten ritt einer von ihnen, ſo daß an ein Entweichen gar nicht zu denken war. Einige Meilen mogten wir auf dieſe Weiſe unſeren Weg fortgeſetzt haben, da ſagte einer meiner Wächter zu dem andern: „Ich werde jetzt voraus reiten, Carlos, und dem Grafen unſere Ankunft melden!“ Kaum hatte er dies geſagt, ſo gab er auch ſchon ſeinem Pferde den Sporn und ſprengte davon, ſo ſchnell, als es ihm der Schmerz der Wunde erlaubte, die ich ihm beigebracht. Mir war das ganz recht, denn ſchon ſeit längerer Zeit fühlte ich meine Hände frei, obgleich ich die Banden noch nicht abgeſtreift hatte, weil ich die günſtigſte Gelegenheit, mich zu befreien, abwarten wollte. Die ſchien mir gekommen, als ich neben meinem Begleiter auf einem ſchmalen Damme ging. Schnell ſtreifte ich die Stricke von meinen Händen, hob den Herrn Reiter behende aus dem Sattel, ſchwang mich hinein, und jagte nun, als koſte der Gaul keinen Heller (und mich koſtete er den ja auch wirklich nicht)

nach Madrid zu. Als ich Euch da nicht traf, gnädigſter Herr, vermuthete ich wohl, daß Ihr hier wäret, und eilte Euch daher nach."

„Und kamſt unangehalten in das Haus?" fragte Alexander.

„Nicht ganz. So ein Strauchdieb, das ſchwarze Baret tief in die Augen gedrückt, fragte mich, wo ich hin wolle. Ich ſagte, daß er danach nichts zu fragen habe. Da ließ er ſich einfallen, mich aufhalten zu wollen. Ich verſuchte, ſo blos aus Spaß, denn der Kerl war gar zu winzig klein, ob er wohl feſt ſtehen könnte, und legte meine Hand gegen ſeine Backe; aber hol mich der — er lag ſchon im Graſe, noch ehe ich zugeſchlagen hatte."

„Der Infant!" lachte der Prinz von Parma, „wahrhaftig der Infant! Nun, was kannſt Du mehr verlangen?" fragte er Juan. Doch der hörte nicht auf ihn, ſondern ſtand Maria bei, Antonio zu unterſtützen, der durch den Blutverluſt und die lange Rede erſchöpft, zu taumeln begann, und ſich erſt dann wieder völlig erholte, als Maria mit zarter Sorgfalt ſeine Wunde verbunden hatte. Er dankte mit einem Anſtande, den man von ihm nicht hätte erwarten ſollen, und bat dann um die Erlaubniß, auf einem Seſſel im Vorzimmer etwas ſchla-

sen zu dürfen. „Das verdammte zu Fuß Gehen," sagte er, „hat mich ordentlich müde gemacht." Gern ward sein Begehr bewilligt, und nun erst konnte Juan seiner Maria die bittere Kränkung berichten, die ihm an diesem Morgen durch den König zu Theil geworden.

Bei der jetzigen Gestaltung der Dinge sah auch Maria die Nothwendigkeit ein, sich von ihrer Anna zu trennen, und so gab sie denn nach einigem Sträuben zu, daß dies schon heute geschehe. Juan sollte das Kind unter seinem Mantel mit nach der Stadt nehmen, am folgenden Morgen den König, mit scheinbarer Unterwerfung unter dessen Befehle, bitten, eine kleine Reise zu seiner Zerstreuung machen zu dürfen, und erhielte er, wie es nicht anders zu erwarten war, diese Erlaubniß, Anna dann gleich am folgenden Tage selbst zu Magdalena Quisciada bringen, während sein Alexander Maria zu schützen versprach.

Sehr günstig nahm der König seines Bruders Bitte auf, und ließ sich durch den Schein der Traurigkeit, welchen Juan angenommen, vollkommen täuschen. Wie hätte es der stolze Philipp auch nur ahnen können, daß irgend Jemand im Stande sei, seine bestimmt ausgesprochenen Befehle gering zu achten, oder wohl

gar, dawider handelnd, ſeinen Zorn auf ſich zu ziehen? Hätte er Juans wahre Abſicht gekannt, er würde ihn wahrſcheinlich in der erſten Aufwallung vernichtet haben; ſo aber wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe, und ſein Wunſch ging in die ſchönſte Erfüllung.

Unbemerkt gelangte Juan, nachdem er mehrere Umwege eingeſchlagen hatte, die etwanigen Späher irre zu leiten, gegen Abend des vierten Tages, nur von einem treuen Diener begleitet, in Villagarcia, dem Landgute der edlen Magdalena Quisciada, an. Auf verborgenen, ihm noch aus ſeiner Knabenzeit bekannten Gängen, ſchlich er in das Haus, und ſtand bald, von keinem Menſchen bemerkt, vor der Thür von Magdalenens Wohnzimmer. Sie ſchien allein, denn ſie ſang mit leiſer aber dennoch kräftiger Stimme ein geiſtliches Lied. Den frommen Geſang nahm Juan als ein günſtiges Zeichen, und ſo pochte er denn leiſe an die Thür. Magdalena hörte ihn nicht, und er pochte ſtärker. „Jeſus Maria!“ rief die edle Dame, und ſprang erſchreckt von ihrem Sitze auf.

Daß Jemand zu ſo ungewöhnlicher Zeit an ihre Thür poche, ja, daß er überhaupt poche, beängſtigte ſie, denn wie war der Fremde bis zu ihrer Thür gelangt, ohne auf einen der Die-

ner zu treffen? Doch Juan ließ ihr nicht lange Zeit, alle diese Gedanken weiter auszuspinnen. Als er auch auf sein drittes Mal Klopfen keine Antwort erhielt, öffnete er die Thür, und trat, mit einem freundlichen: „Guten Abend, Mutter!" ungenöthigt ein. Sogleich erkannte Magdalena ihres geliebten Pflegekindes Stimme, und trat ihm, die Hand darreichend, mit einem herzlichen Willkommen entgegen.

„Was verbirgst Du denn so ängstlich unter Deinem Mantel?" sagte sie, bemerkend, daß Juan in seinem linken Arme etwas behutsam halte.

„Ein Wesen, das ich Eurer Sorgfalt, Eurer Liebe, verehrte Frau, anzuvertrauen wünsche," entgegnete Juan, zugleich den Mantel zurückschlagend, und sein Aennchen der treuen Pflegemutter hinhaltend.

„Ein Kind?" fragte diese überrascht. Doch sogleich erregte die Kleine auch schon ihre Theilnahme, ihre Zärtlichkeit, und ohne weiter zu fragen, nahm sie sie in ihre Arme, und drückte einen liebevollen Kuß auf die kleinen, zarten Lippen. Das Kind ward dadurch aus dem Schlafe erweckt, doch als wisse es, daß es von dieser Frau nur Gutes zu erwarten habe, lächelte es Magdalenen sogleich freundlich an. Mit inni-

ger Rührung sah Juan sein Kind in den Armen seiner zweiten Mutter, und heiß und groß rannen einzelne Tropfen über seine Wange; aber er schämte sich deren nicht, wußte er doch, daß Magdalena sie ihm nicht übel deuten würde.

Nachdem die Dame das Kind hinlänglich geherzt und geküßt, erwachte die weibliche Neugier mit desto größerer Stärke, und sie wollte nun wissen, was es mit dem armen kleinen Wesen für eine Bewandniß habe. Mit wenig Worten setzte Juan ihr alle Verhältnisse deutlich auseinander, ihre Einladung aber, die Nacht und die folgenden Tage in Villagarcia zu bleiben, nahm er nicht an, auch drang Magdalena nicht weiter in ihn, als er ihr mit Gründen bewies, Anna's völlige Sicherheit erfordere es, daß Niemand sein Hiersein ahne. Aus dem nämlichen Grunde bat er auch seine Pflegemutter, seines Besuches gegen Niemand, wer es auch sei, zu erwähnen. Sie versprach es, gelobte, Anna ganz wie ihr eigenes Kind zu betrachten, und Juan ging, wie er gekommen, heimlich und unbemerkt.

Schon den ganzen Morgen war Maria von Mendoza durch die heftigsten Schmerzen gepeinigt worden, dennoch verließ sie den Stickrah-

men nicht, denn die Stickerei, eine prächtige Schärpe, sollte fertig sein, wenn ihr geliebter Juan zurückkehrte. Sie wollte ihn mit der Arbeit, die sie offenbar nur bei dem angestrengtesten Fleiße in so kurzer Zeit vollenden konnte, empfangen, und schon näherten die vier Wochen sich ihrem Ende, die Juan wegzubleiben beschlossen. Aber jetzt nahmen die Schmerzen so sehr überhand, daß sie die Nadel aus der Hand legen mußte. Sie warf sich unter lelsem Wimmern auf das Ruhebett, aber die gehoffte Linderung fand sie hier nicht. Von Minute zu Minute mehrte sich der Schmerz, und stieg bald bis zum Unerträglichen. Länger konnte sie nicht zweifeln, daß sie Gift bekommen habe. Mit Mühe erhob sie sich, ihre treue Kammerfrau zu rufen, diese sollte schnell den Arzt holen, um Hülfe zu erhalten, wenn sie überhaupt noch möglich wäre. Vergebens sann sie, wer sie dem Tode so grausam in die Arme liefere, da ward hastig die Thür geöffnet, und herein trat der Infant Don Carlos, ein Blatt in der Hand haltend.

Plötzlich ward es hell vor Maria's Auge. Er ist dein Mörder, flüsterte eine leise Stimme ihr zu, und sie war nur zu geneigt, ihr Glauben zu schenken. Auch verbarg sie ihren Ab-

scheu und ihren Argwohn keineswegs vor dem Erben des damals mächtigsten Reiches auf der Erde. Was hätte sie, den Tod im Herzen, auch noch für Rücksichten zu nehmen gehabt? Deshalb sagte sie, ihre Kräfte zusammennehmend, zum Infanten: „Kommt Ihr, Prinz, Euch an dem Anblicke meiner gräßlichen Qual zu weiden? Doch was frage ich noch, sehe ich doch die schlecht verhehlte Freude aus Euren Augen leuchten!"

Und wirklich schienen Carlos Züge Freude auszudrücken. Aber plötzlich ernst werdend, sagte er: „Ihr täuschtet Euch nicht, schöne Mendoza, wenn Ihr Freude in meinem Auge zu lesen glaubtet. Ich kam in der freudigen Erwartung, daß es mir gelingen würde, einen gräßlichen Frevel zu verhüten. Eure, wenn gleich sehr ungerechten Vorwürfe, sagen mir, daß ich leider zu spät komme. Leset dieses Blatt, und Ihr werdet Euch besser erklären können, was mich zu Euch führte." Mit diesen Worten reichte er ihr das Blatt hin, das er in der Hand hielt.

Zögernd nur langte Maria danach, doch kaum hatte sie es erfaßt, als sie überrascht ausrief: „Wie, von Juan?"

„Ja wohl, von Juan!“ entgegnete Carlos. „Doch, leſet nur, leſet!“

Die wohlbekannten Schriftzüge Juans ſtanden vor Maria's Augen, aber dennoch vermogte ſie kaum, die wenigen Worte, die das Blatt enthielt, zu leſen. Zu gräßlich waren ſie, und wieder und wieder las ſie von vorne, in der trügeriſchen Hoffnung, etwas Anderes zu finden. Endlich konnte ſie nicht mehr zweifeln. Juan ſchrieb an ſeinen Anton: „Dringende Umſtände laſſen mich wünſchen, Maria bei meiner Rückkehr nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Dir übertrage ich es, meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen. Ich weiß, Deine Treue verweigert mir keinen Dienſt. Vielleicht kannſt Du beikommendes Fläſchchen benutzen.

Juan.“

„Wie kamt Ihr zu dem Blatte?“ fragte Maria, einen durchdringenden Blick auf den Infanten richtend.

„Antonio,“ entgegnete er, „wurde ſo eben, mehrerer Vergehungen überwieſen, verhaftet. Ich war bei der Durchſuchung ſeiner Sachen zugegen, weil die Angelegenheit von der höchſten Wichtigkeit iſt. Da fiel mir dieſes Blatt in die Hände. Ich glaubte, Euch noch warnen zu können, und flog hieher, — um von

dem kränkendſten Verdachte empfangen zu werden."

„Verzeiht, wenn ich Euch wehe that," ſagte Maria. „Aber was auch Eure Abſicht geweſen ſein möge; Ihr habt das Bittere meines Todes unendlich vermehrt. Ja! ich darf nicht an der Wahrheit Eurer Worte zweifeln. Die eigenen Schriftzüge ſprechen zu deutlich wider den Falſchen. O Du grenzenlos Undankbarer!" Hier ſtieß ſie einen grellen Schmerzensſchrei aus, und ſchon überzog die Bläſſe des nahenden Todes ihr Geſicht. Kalter Angſtſchweiß bedeckte in großen Perlen ihre Stirn. Ihre Lippen färbten ſich blau, und Alles verkündete, daß ſie nur noch wenige Minuten zu leben habe. „Fluch, Fluch meinem Mörder!" rief ſie jetzt plötzlich aus, und nicht bemerkend, wie Carlos zuſammenfuhr und erbleichte, ſagte ſie ihm: „Ihr aber, Prinz, verlaßt mich jetzt, wenn Euch die Bitte einer Sterbenden der Erfüllung werth ſcheint. Möge der Himmel bald Euch vergelten, was Ihr an mir gethan habt, oder doch zu thun Willens waret!"

Wie von finſteren Gewalten getrieben, verließ Carlos bei dieſen Worten das Zimmer, ohne Marien auch nur eine Sylbe zu antworten. Dieſe aber zog die Klingel, forderte

Papier, Dinte und Feder, und schrieb, als sie dies erhalten, einige Worte, doch nur in einzelnen Pausen, da die gräßlichen Qualen ihr oft nicht gestatteten, die Feder zu halten. Jetzt hatte sie geendigt, siegelte das Blatt, und reichte es der treuen Ottavia. „Meiner Tochter Anna, wenn sie das vierzehnte Jahr erreicht," flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme, setzte dann noch leiser hinzu: „nur ihr!" zuckte noch einmal in fürchterlichem Krampfe zusammen, und fiel entseelt ihrer Ottavia in die Arme. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte die Treue über den Leichnam her, und wandte vergeblich alle Mühe an, die Todte, die sie nur von einer Ohnmacht befallen wähnte, in das Leben zurück zu rufen. Sie hatte nichts von der Krankheit ihrer Gebieterin gewußt, und konnte sich daher von dem Tode derselben nicht überzeugen. Aber bald ward ihr die unläugbare Gewißheit, denn mit jedem Augenblicke traten die entstellenden Spuren des Giftes mehr hervor, und nach einer halben Stunde war auch nicht der Gedanke der ehemaligen Schönheit Maria's mehr an ihrem Leichname zu entdecken. Als Ottavia diese Verwandlung sah, da floh sie schaudernd aus dem Zimmer, das die Ueberreste ihrer angebeteten Gebieterin enthielt.

Als sie einigermaßen zur Besinnung gekommen, war ihr erstes Geschäft, den Prinzen von Parma auf eine Viertelstunde nur um seine Gegenwart ersuchen zu lassen.

Augenblicklich erschien Alexander Farnese, aber vergebens wäre es, das Entsetzen schildern zu wollen, welches ihn ergriff, als Ottavia ihn vor die gemordete Maria führte. Ihrer Schwäche gegen seinen Freund ungeachtet, hatte er die Verstorbene wahrhaft, und mit vollem Rechte, geachtet, und innig bedauerte er ihren Tod. Aber dies war es nicht, was ihn hauptsächlich dabei erschütterte. Er hatte versprochen, sie zu schützen, über ihr zu wachen, und nun — mußte er Juan mit der schrecklichen Nachricht von dem Tode der Geliebten empfangen. Keines Wortes mächtig, starrte er auf die Leiche hin. Ohne Ordnung und Zusammenhang jagte ein Gedanke den andern, doch blieb ihm zuletzt so viel klar, daß er die Art von Maria's Ende seinem Freunde nicht entdecken dürfe. Ein plötzlicher Schlagfluß sollte als die Ursache desselben angegeben werden. Für sich selbst aber forschte Alexander emsig nach dem Urheber des Frevels. Nichts Bestimmtes ließ sich jedoch ausmitteln. Nur so viel wußte Ottavia, daß Maria an dem verhängnißvollen Morgen einige Pfirsichen von ei-

ner herumgehenden, ihr völlig unbekannten Obsthändlerin gekauft und — gegessen habe; und aller Anschein war dafür, daß diese Früchte vergiftet gewesen. Alexander ließ sich das Weib genau beschreiben, beschloß, Alles anzuwenden, sie auszuforschen, versicherte Ottavia seines Schutzes, und eilte nach Madrid zurück.

Kaum in seiner Wohnung angelangt, stürmten neue, höchst unangenehme Nachrichten auf ihn ein. Er vernahm, daß Anton, wie Don Carlos es früher schon Maria gesagt, wegen harter Beschuldigungen, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, verhaftet sei. Doch konnte er nicht erfahren, wessen man den treuen Diener seines Freundes angeklagt habe. Vergebens versuchte er, in seinen Kerker zu dringen, um es von ihm selbst zu hören. Die Wachen wiesen ihn zurück, indem sie sich auf die gemessensten Befehle beriefen, außer dem Schließer, Niemanden zu dem Gefangenen zu lassen.

In Vermuthungen und Zweifel versenkt, ging er daher wieder nach seinem Zimmer zurück. Kaum daselbst angelangt, öffnete sich die Thür, und herein trat Carlos, hier ein höchst seltener Gast. Der Besucher fühlte selbst, daß seine Gegenwart etwas Ueberraschendes haben müsse, und war daher um den Anfang seiner

Rede verlegen. Bald jedoch trat er auf Alexander zu, und redete ihn mit einem Freimuth, den man bei ihm nicht erwarten durfte, an. „Vetter!“ ſagte er, „es iſt ſeit einiger Zeit zwiſchen uns nicht Alles, wie es unter ſo nahen Verwandten ſein ſollte. Bin ich nun jetzt auch nicht gekommen, dies zu erörtern und auszugleichen, ſo muß ich doch für den Augenblick um Euer Vertrauen bitten.“

Durch Carlos Worte und ungewöhnlich ernſte, feierliche Stimmung höchſt geſpannt, ſagte Alexander es zu.

„Ihr wißt wahrſcheinlich ſchon,“ fuhr der Infant dann fort, „daß Antonio, meines Oheims Juan Diener, an dieſem Morgen verhaftet wurde. Nichts weiter über den Grund dieſer Verhaftung, der Geheimniß bleiben muß. Auf Befehl des Königs war ich bei Durchſuchung der Sachen Antonio's zugegen, und da fiel mir dies Blatt in die Hände.“ Mit dieſen Worten überreichte er Alexander das nämliche Papier, welches, wie wir ſahen, auch ſchon Maria von ihm empfing.

Kaum hatte Alexander die wenigen Zeilen geleſen, als er in edelem Unwillen ausrief: „Es ſcheint zwar, den Schriftzügen nach, als wenn Juan dies geſchrieben hätte, aber mein Le-

ben, meine Ehre setze ich zum Pfande, daß es nicht der Fall ist!"

„Ich theile von ganzem Herzen Eure Ansicht," entgegnete Carlos, „und daß ich es aufrichtig meine, könnt Ihr, hoffe ich, daraus sehen, daß ich dies Blatt Euch, als dem besten Freunde meines Ohms, überlasse. Trefft Eure Maßregeln danach, ihm entweder die Kunde dieses gräßlichen Verdachtes zu entziehen, oder ihn wenigstens mit der ganzen Kraft des Freundeswortes darüber zu beruhigen. Dann aber vernehmt meine Ansicht über den Tod der edlen, der unglücklichen Maria, von dem ich bereits Kenntniß erhielt. Ich will es nicht läugnen, ich war bei ihr; ich sah ihren fürchterlichen Todeskampf, und von dem gräßlichen Anblick ergriffen, verließ ich sie, die mit dem Tode rang. Unaufhörlich aber machte mein Gewissen mir Vorwürfe, daß ich vielleicht, wenn auch nur mittelbar, an ihrem Tode Schuld sei."

Hier machte Alexander eine Bewegung des Unwillens, des Abscheues sogar; Carlos aber bat, ihn nicht zu unterbrechen, sein reuevolles Bekenntniß ruhig anzuhören, und fuhr dann ungestört fort: „Ihr wißt, daß der Graf Almanzara Maria von ihren Eltern zum Gemahl bestimmt war; eben so wißt Ihr auch, daß die

Tochter, des Gebotes der Eltern ungeachtet, seine Hand verwarf, um ihrem Juan ganz anzugehören, daß sie sich deshalb sogar mit den Eltern entzweite und sich von ihnen trennte, um das Landhaus in der Nähe Madrids zu beziehen, welches durch eine frühere Erbschaft ihr Eigenthum geworden.

„Wohl weiß ich das Alles," unterbrach ihn Alexander, „doch, wozu die weitläuftige Einleitung?"

„Hört nur weiter," entgegnete ruhig der Infant. „Kennt Ihr Rodriguez näher, so wird Euch seine unbegrenzte Rachsucht, seine fürchterliche Eifersucht auch nicht unbekannt sein. Nur seine, fast zur Raserei ausgeartete Liebe zu der schönen Maria war diesen gleichzusetzen. Als aber alle Hoffnung zu einer Verbindung mit der Tochter Mendoza's schwand, als er endlich sogar erfuhr, daß sie Juan eine Tochter geschenkt habe, da wich die Liebe aus seinem Herzen, und nur die Rachsucht behielt noch Gewalt über ihn. Aus Haß gegen Juan fachte ich diese Leidenschaft noch mehr an, doch hoffte ich, daß sie ihn, nicht sie, das herrliche Weib, treffen sollte. Ich habe mich verrechnet. Grausam ward Maria geopfert, und ich — beichtete

Euch, zur Sühnung meiner Schuld, welchen Theil ich an ihrem Tode hatte."

Dann, als schäme er sich, daß sein besseres Gefühl über das böse den Sieg errungen, verließ Carlos eilig das Gemach, Alexander aber prüfte jedes seiner Worte noch ein Mal, um so die Wahrheit von dem Truge zu scheiden.

Aber auch außer seinem Zimmer forschte er, und bald war er zu seinem großen Erstaunen überzeugt, oder glaubte es wenigstens zu sein, daß Carlos Rede ohne Falsch gewesen, vielleicht zum ersten Male, seit er in das Jünglingsalter getreten.

Die Obstverkäuferin war, allen eingezogenen Erkundigungen zu Folge, ein altes Weib von den Gütern des Grafen Almanzara, welches in dem Rufe der Hexerei stand, und dem daher jeder Frevel zuzutrauen war. Der Graf selbst aber war nach der Beerdigung Maria's, die schon den Tag nach ihrem Tode erfolgte, verschwunden, und erst einige Zeit darauf erfuhr man, daß er sich, mit allen Zeichen eines belasteten Gewissens, in ein abgelegenes armes Kloster der strengsten Regel begraben habe. Doch zurück zum Faden unserer Erzählung.

Alexander war äußerst froh über alle diese Nachrichten; aber was es mit dem Briefe Juans,

den ihm der Infant eingehändigt, was es mit der Verhaftung Antonio's für eine Bewandniß habe, das wußte er noch immer nicht, und er mußte, mogte es auch koſten, was es wolle, mit dem Gefangenen ſprechen, ſich hierüber Auskunft zu verſchaffen. Ein goldner Schlüſſel öffnete endlich die Pforten, die den Bitten, den Vorſtellungen, ſogar den Drohungen des Prinzen verſchloſſen geblieben waren.

Hoch auf jubelte der ehrliche Anton, als er den Prinzen von Parma zu ſich eintreten ſah. „Nun bin ich gerettet!" rief er, und ergriff die Hand des vermeintlichen Retters, um ſie an ſeine Lippen zu ziehen."

„Freue Dich nicht zu früh, alter Knabe," ſagte Alexander. „Nicht um Dich zu befreien, komme ich, ſondern nur heimlich, um von Dir zu erfahren, was Dich in dieſen Kerker führte."

„Wüßte ich es nur ſelbſt!" entgegnete Anton mit weinerlicher Stimme.

„Wie, Du weißt es nicht?" fragte Alexander höchſt überraſcht.

„So wahr mir Gott helfe, nein; doch kann ich mir wohl allenfalls einen Grund dafür denken."

„Und der iſt?" ſagte Alexander ſchnell.

„Geſtern Abend," erwiederte Anton, „war

ich in einer Taverne, um ein Fläschchen Wein zu meiner Stärkung zu mir zu nehmen. Er mundete mir, und so ließ ich denn die zweite, und endlich die dritte geben. Darüber war es spät geworden. Die andern Zechbrüder hatten sich entfernt, nur in einer Ecke, mir grade gegenüber, saßen noch zwei Kumpane, die eifrig mit einander flüsterten. Immer lauter und heftiger ward ihr Gespräch, und obgleich ich dann und wann ein wenig zu nicken begann, vernahm ich doch ganz deutlich, daß sie über die Sache der Niederländer sprachen, und dabei die beiden edlen Abgesandten derselben, den Markgrafen von Berg und den Baron von Montigni, als höchst freigebig für geleistete Kundschaft schilderten. „Laß Du nur erst den Infanten nach den Niederlanden kommen," sagte endlich der Eine, „dann wird die Sache bald eine andere Wendung nehmen, und wir den edlen Carlos als unseren Retter und Herrscher begrüßen." — „Wenn nicht ein Riegel vorgeschoben wird!" schrie ich, indem ich aufsprang, und wüthend mit der Faust auf den Tisch schlug. Dann bezahlte ich meine Zeche, und ging, mit dem festen Vorsatze, Euch am frühesten Morgen das Gehörte mitzutheilen. Aber noch ehe ich meinen Entschluß ausführen konnte, ward ich verhaftet und in dies Ge-

fängniß gebracht. Das ist Alles, was ich Euch zu sagen weiß."

„Nun noch eine Frage," sagte Alexander, den jener Bericht ungemein interessirte. „Kennst Du dieses Blatt?" indem er ihm Juans Brief hinhielt.

„Dieses Blatt?" wiederholte Anton, und besah es von allen Seiten. „Nein, das kenne ich nicht, davon bin ich überzeugt, obgleich ich, wie Ihr Euch gnädigst erinnern werdet, nicht lesen kann."

Im ersten Schrecken hatte Alexander dies vergessen, was allein schon hinreichend war, seinen Freund vollkommen zu rechtfertigen. Dennoch wollte er sich genauer unterrichten, und fragte daher weiter: Aber wie kam es unter Deine Sachen?"

„Ja," sagte Anton gleichgültig, „dann wird wir es wohl Jemand in meine Stube getragen haben, obgleich das Bringen auf diese Art viel seltener ist, als das Holen."

„Ehrliche Seele!" sagte Alexander, von der Unschuld des Herrn sowohl als des Dieners jetzt vollkommen überzeugt. „Verlaß Dich darauf," fuhr er fort, die Hand des braven Deutschen drückend, „daß ich Alles anwenden werde, Dich so bald als möglich aus diesem

Kerker zu erlösen." Dann ließ er sich noch genau die Taverne beschreiben, in welcher Anton am vergangenen Abend gewesen war, und entfernte sich hierauf, in der Hoffnung, daß Niemand seinen Besuch bei dem Gefangenen erfahren werde.

Noch war er zu keinem bestimmten Entschlusse gelangt, was in dieser höchst wichtigen Sache zu thun sei, als Juan, den die Ungeduld einige Tage früher nach Madrid zurückgetrieben, in seinen Armen lag. Mit ängstlicher Scheu, fast mit Kälte, empfing und begrüßte Alexander seinen Freund. Natürlich fiel Juan dies sonderbare Betragen auf. Da verkündete Alexander ihm mit bebender Stimme, die Thränen sogar mit Gewalt zurückhaltend, Maria's Tod. Den Kummer, die wilde Verzweiflung zu schildern, welche Juan bei dieser Nachricht ergriff, fühle ich mich zu schwach, und es sei mir daher vergönnt, nur so viel zu sagen, daß er diesen und den ganzen folgenden Tag wie im Wahnsinn umherging, sich und die ganze Welt lästernd. Erst am zweiten Tage kam er wieder zur Besinnung, und da war es, als er, nach seinem Anton fragend, von Alexander erfuhr, was wir bereits wissen.

„Das Vaterland muß gerettet, der König

vor Verrath geſchützt werden!" rief Juan in wilder Glut. In dem Gedanken der Rache an Carlos, dem er den Schimpf noch immer nicht verzeihen konnte, war für den Augenblick die Erinnerung an ſeinen Verluſt untergegangen.

„Ich habe ihn ein Mal gewarnt," rief er, „aber er hat nicht auf meinen Rath geachtet, ſo übereile ihn denn das Verderben. Die Sorge für meinen Bruder heiſcht es, ihn davon in Kenntniß zu ſetzen." — „Wie?" fuhr er dann fort, als er bemerkte, daß Alexander unwillig den Kopf wiegte, „billigſt Du meinen Entſchluß etwa nicht?"

„Vollkommen!" entgegnete der Prinz von Parma, „nur will es mir nicht gefallen, daß Du eine edle Liebe für das Vaterland zum Vorwand nimmſt, da Du doch eigentlich nur Deine Rache zu befriedigen trachteſt."

Erröthend, unwillig, ſich ſo durchſchaut zu ſehen, ſchlug Juan die Augen nieder. „Wie?" ſagte er dann zögernd, „glaubſt Du etwa, daß ich anders handeln würde, wäre ich von Carlos nicht beleidigt worden?"

„Wenigſtens," ſagte Alexander, „würdeſt Du mit geringerem Eifer, mit etwas mehr Zögern daran gehen, einen ſo nahen Verwandten in das Verderben zu ſtürzen."

„Nun wohl," sagte Juan, dem Freunde die Hand darreichend, „ich will mit Dir nicht über meine Gefühle rechten, doch — daß dieser Verrath gehindert werden muß, darin stimmst Du mit mir überein?"

„Natürlich!" entgegnete Alexander, den Freund in seine Arme schließend; „und, will's Gott," setzte er hinzu, „so gelingt es uns, ihn abzuwenden, ohne Carlos dabei zu verderben."

„Auch das, wenn es sein kann," sagte Juan, und ging, um dem Könige seine Rückkehr anzuzeigen; denn der Schmerz der beiden vorhergehenden Tage hatte ihn bisher noch immer davon abgehalten, diese Pflicht zu erfüllen.

Lange blieb er mit dem Könige in dessen Kabinet eingeschlossen, und als sie, endlich daraus hervortretend, sich trennten, warf Philipp einen wüthenden, Unheil verkündenden Blick auf seinen Sohn, der im Vorgemache seiner harrte.

Furcht durchbebte den Infanten bei diesem Blicke. Ihm ahnete alles mögliche Böse. So eben hatten seine Späher ihm auch verkündet, daß Alexander den gefangenen Anton gesprochen, und er eilte, sobald er unbemerkt sich entfernen konnte, zu dem Markgrafen von Berg, sich mit ihm zu berathen. Denn schon seit lán-

gerer Zeit ſtand er mit ihm und dem Baron von Montigni in der engſten Verbindung.

In Gemeinſchaft mit Ruiz Gomez, Fürſten von Eboli und deſſen Gemahlin, dem Herzoge von Alba, und dem Staatsſekretair Anton Perez, die Alle den Infanten gleich ſtark, wenn auch aus verſchiedenen Gründen, haßten, beobachteten Juan und Alexander nun jeden Schritt des Don Carlos und der niederländiſchen Abgeſandten; doch gingen ſie dabei ſo verſteckt und heimlich zu Werke, als es ſich thun laſſen konnte. Dennoch bemerkte der Baron von Montigni, und durch ihn aufmerkſam gemacht, auch ſeine Verbündeten, Carlos und der Markgraf von Berg, daß ſie von Späehern umgeben wären. Sehr wohl ſahen ſie das Mißliche ihrer Lage ein, und beſchloſſen, ſich der drohenden Gefahr durch die Flucht zu entziehen, während, wie ſie glaubten, der Weg dazu ihnen noch offen blieb. Aber, ſie hatten ſich getäuſcht. Zu wachſam waren ihre Feinde, um ihre Beute entrinnen zu laſſen; doch blieben ſie anſcheinend in der größten Ruhe und Unthätigkeit, um ſo ihre Opfer ſicher zu machen, und ſie dann deſto gewiſſer zu verderben. Endlich war der Tag der Flucht beſtimmt, die Pferde waren beſtellt.

und die Verschworenen wollten nur die Dunkelheit des Abends abwarten, um ihr Vorhaben mit desto größerer Sicherheit ausführen zu können; aber sie sollten, des Gelingens scheinbar gewiß, dennoch davon zurückgehalten werden. Von den Verbündeten dazu ausersehen, entdeckte Juan seinem Bruder Philipp die verrätherische Absicht des Infanten. Keine Zeit war zu verlieren, und auf der Stelle wurden daher die drei Häupter der Verschworenen verhaftet, wenige Stunden vorher, ehe sie in den Wagen steigen wollten, um den Niederlanden zuzueilen. Keine Gefahr ahnend, wurden sie durch die Wache überrascht, und es blieb ihnen nicht einmal so viel Zeit, um die unläugbarsten Beweise ihrer Schuld bei Seite zu schaffen. Ihre sämmtlichen Papiere wurden in Beschlag genommen, und waren mehr als hinreichend, ihnen das Todesurtheil zu sprechen. Philipp sah in den Niederländern sowohl, wie in seinem Sohne, offene Empörer, Staatsverräther. Er achtete nicht, daß sie nur die Rechte eines unterdrückten Volkes aufrecht erhalten und vertheidigen wollten gegen einen Tyrannen, der sie, gegen göttliches und menschliches Gesetz, mit Füßen trat. Philipp wollte nicht geliebt, er wollte nur gefürchtet sein; er wollte keine Un-

terthanen, er wollte Sclaven beherrſchen, die erzittern ſollten, ſobald ſie nur ſeinen Namen nennen hörten. Wer ſich dieſem eiſernen Willen nicht fügte, mußte dafür büßen, und wäre es ſelbſt ſein eigener Sohn geweſen. Vergebens verwandten ſich mehrere der angeſehenſten Spanier für das Leben des Infanten. Philipp hatte ſeinen Tod beſchloſſen, und blieb unerbittlich. Carlos ſtarb, und mit ihm ſeine Verbündeten, der Markgraf von Berg und der Baron von Montigni.

Sehr wohl erkannte Philipp, welchen Dienſt ſein Bruder Juan ihm geleiſtet. Der Groll, den er ſeit jenem Streite mit dem Infanten gegen ihn gehegt, ſchwand, und eine aufrichtige Ausſöhnung fand zwiſchen den Brüdern Statt, die um ſo dauernder zu werden verſprach, da Carlos nicht mehr feindſelig zwiſchen ihnen ſtand.

Einige Zeit darauf ergriff Philipp auch die Gelegenheit, ſeinen Dank durch die That zu beweiſen. Die Mauren von Granada hatten ſich empört, und einen König aus ihrer Mitte gewählt. Es ward ein Heer zu ihrer Bekämpfung abgeſandt, und der Befehl über daſſelbe Juan anvertraut, der hier die erſten Lorbeern

zu dem Kranze erndtete, der späterhin seine Heldenstirn schmückte.

Jahre waren vergangen, und Juan, der blühende Jüngling, zum kräftigen Manne gereift. Mit unvergänglichem Ruhme hatte der 7te October des Jahres 1572 den Helden Juan gekrönt. Der Name des Siegers von Cephalonia oder Lepanto ward segnend und mit Ehrfurcht durch ganz Europa genannt, denn schon jetzt erkannte man, daß die sonst so furchtbare Seemacht der Türken, durch jenen Sieg für immer gebrochen sei. Juan d'Austria war der gefeierte Held des Tages. Wo er sich blicken ließ, ward er mit Jubel begrüßt, aber er selbst fühlte sich nicht glücklich. Die kleinliche Eifersucht Philipps hemmte seinen raschen Siegesflug, und verwies ihn zur thatenlosen Ruhe. Kaum war es ihm vergönnt, als Folge seines Sieges bei Lepanto die Stadt Tunis an der afrikanischen Küste den Händen der Türken zu entreißen, als Philipp, befürchtend, sein Bruder möge sich zum Herrscher des eroberten Reiches aufwerfen, ihm das Kommando nahm und ihm rieth, sich drei Jahre in Italien aufzuhalten.

Tief gekränkt durch den Neid seines Bru-

ders, fand Juan nur in den Armen der schönen Diana von Falanka einigen Trost. Auch sie gebar ihm eine Tochter, welche von seiner Schwester, Margaretha von Parma, erzogen und später an den Prinzen Botero in Sicilien vermählt ward. Juan gab sich seiner Liebe zu Diana mit allem Feuer der Leidenschaft hin. Nur bei ihr fand er Ruhe, nur in ihrer Gesellschaft vermogte er die Pläne seines Ehrgeizes, den Kummer über seine Zurücksetzung zu vergessen.

Eines Tages, als er auch wieder tändelnd neben der schönen Falanka saß, trat ein Diener ein, und meldete, daß ein Knabe im Vorzimmer harre, und ihn zu sprechen wünsche. „Laßt ihn eintreten!" sagte er dem Diener, nachdem er durch einen Blick die Erlaubniß seiner Freundin nachgesucht, und eben so sie erhalten hatte.

Gleich darauf trat ein Knabe, dem Ansehn nach etwa zwölf Jahre alt, herein. Sein Aeußeres zeugte von Dürftigkeit, aber eine edle Haltung der Mienen und Geberden verrieth deutlich, daß seine Kleidung unter seinem Stande sei. Leicht, doch artig, die Dame grüßend, schritt er grade auf den Prinzen zu, ließ [illegible]

ihm sich auf ein Knie nieder, und sagte: „Erlaubt, edler Herr, daß ich Euren Schutz anflehe, als des einzigen Landsmannes, den ich in dem fremden Lande aufzufinden weiß. Ich bin ein Spanier, und auch Euch betrachte ich als solchen, Eurer deutschen Abkunft ungeachtet. Meine Eltern, arm, aber edler Geburt, verließen das geliebte Spanien, um in dem blühenden Italien einen reichen, kinderlosen Verwandten aufzusuchen, von dem sie sich Hülfe und Unterstützung versprachen. Eine Tagereise von dieser Stadt, dem Ziele unserer Reise, wurden wir von Räubern überfallen, und beide Eltern mir getödtet. Auf mich hatten die Räuber nicht geachtet, und so entging ich ihrer Wuth wie durch ein Wunder. Heut langte ich hier an, und suchte sogleich jenen Verwandten auf. Ach! er ist vor wenigen Monaten gestorben, und lachende Erben theilten sein Vermögen. So stand ich denn also ganz hülflos, fremd unter fremden Menschen, deren Sprache ich nicht einmal verstehe. Schon wollte ich in der Verzweiflung meinem Leben eigenmächtig ein Ende machen, da flüsterte eine geheime Stimme mir zu, mich an Euch, edler Herr, zu wenden, Euch um Aufnahme unter Eure Pagen zu bitten!“ Hier endete der Knabe seine Rede, und erwartete

in demüthig gebückter Stellung die Antwort Juans.

Mächtig hatte dieſen ſchon der erſte Anblick des Knaben ergriffen. Er ſah bekannte, und doch ſo fremde Züge, an die ſich mannigfache Erinnerungen zu knüpfen ſchienen. Vergebens ſann er nach, wo er dieſen Knaben ſchon geſehen haben konnte. So einige Minuten in Nachdenken vertieft, ſagte er endlich, ſich gewaltſam ermannend: „Wie heißeſt Du, Knabe? Wer waren Deine Eltern?“

„Mein Vater hieß Don Sylvio di Caſtellbo, und war ein Catalonier. Ich erhielt in der Taufe die Namen Juan Maria.“

„Juan Maria?“ ſagte Juan, die Namen wiederholend. „Nun wohl, Juan Maria di Caſtellbo, Du ſollſt unter meine Pagen aufgenommen ſein, und ich hoffe, daß wir gegenſeitig mit einander zufrieden ſein werden.“

Eine ſtumme Verbeugung war des neuen Pagen Antwort.

„Dürfte ich Euch wohl um Dinte, Feder und Papier erſuchen, Donna Diana?“ ſagte er hierauf, zu dieſer ſich wendend. Als er das Verlangte erhalten, ſchrieb er einige Zeilen, und übergab dieſe dann dem Knaben. „Händige dies meinem Geheimſchreiber Escovedo ein,

und er wird das Weitere sogleich verfügen." Hierauf nickte er leicht mit dem Kopfe, und Juan Maria ging.

„Nun, wie gefällt Euch der Knabe?" fragte er jetzt die schöne Falanka.

„Gestalt und Gesicht sind hübsch, einnehmend, beinahe schön zu nennen," entgegnete Diana, „doch schien eine unheimliche, tückische Glut in seinem Auge zu brennen, und mich dünkt, Ihr hättet seinem etwas fabelhaften Berichte nicht so schnell trauen sollen.

„Die Glut des Spaniers blitzte aus seinem Auge," erwiederte Juan lachend, „und dies Feuer ist stärker, wenn gleich nicht so lieblich und bezaubernd, als das der italischen Augen." Bei diesen Worten schlang er seinen Arm um die schöne Zauberin, und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen, den sie jedoch mit gleicher Innigkeit zurückgab. „Uebrigens," fuhr er dann fort, „wie wäre auch ein 12jähriger Knabe, und so alt ist er höchstens, schon der Tücke und Hinterlist fähig?"

„Nun, ich will nicht mit Euch streiten, edler Held," sagte Diana, „denn ich weiß, daß mein Loos wäre, zu unterliegen; aber ich will wenigstens wünschen, Ihr möget nie Ursache haben, es zu bereuen, daß Ihr meine War-

nung nicht achtetet." Und nun ward des neuen Pagen nicht weiter gedacht.

Als Juan am Abend heimkehrte, und mit ſeinem Vertrauten, Escovedo, über den jungen Caſtellbo ſprach, hegte der Geheimſchreiber ähnliche Beſorgniſſe, wie Diana. Aber Juan achtete auf ihn ſo wenig, als auf ſeine Freundin. Eine unwiderſtehliche, ihm unerklärliche Gewalt zog ihn mit Liebe zu dem Jünglinge hin, und wenige Wochen vergingen, da war dieſer der Leibpage und erklärte Liebling ſeines Herrn. Mit der ängſtlichſten Sorgfalt war er ſichtbar, und keine Mühe ſcheuend, zum Dienſte Juans bereit, und eine innige Zuneigung, eine hohe Verehrung, ſchien ihn für den Helden zu durchdringen. Aber dann hatte es auch wieder das Anſehen, als wenn eine finſtere Macht ihn gewaltſam von jeder freundlichen Annäherung an ſeinen Gebieter zurückziehe. Oft ſtand er in das Anſchauen ſeines Herrn vertieft, und deutlich ſprach dann jeder ſeiner Züge Achtung und Liebe aus; aber oft verließ er auch in ſolchen Augenblicken plötzlich das Gemach, und nicht ſelten fand man ihn nachher in Thränen. Dies ſonderbare Betragen fiel auch Juan auf, indeſſen glaubte er den Grund deſſelben zu erkennen. Die Liebe kämpft noch mit der Scheu

vor meinem Stand und Alter, sagte er oft zu Escovedo, aber endlich wird die Erstere den Sieg davon tragen, und dann wird der Knabe mir zum treuen Freunde werden. Schon jetzt hat er einen Ernst und eine Festigkeit des Willens, die für seine Jahre auffallend sind. Aber ich liebe dergleichen Gemüther. Früh entwickeln sich ihre geistigen Kräfte, und sie trotzen Stürmen und Gefahren gleich dem Felsen des Meeres.

Immer mehr und mehr gewöhnte sich Juan an den jungen Castellbo, und fast beständig mußte dieser um ihn sein. So kam endlich die Zeit heran, die Juan zu neuen kriegerischen Unternehmungen rief. Die Macht der aufrührerischen Niederländer wuchs von Tage zu Tage, und deutlich sahe Philipp ein, daß es die höchste Zeit sei, sie ernstlich zu bekämpfen. Juan ward hiezu von ihm ausersehen. Philipp rief ihn nach Spanien zurück, und trug ihm den Oberbefehl über das Heer an, welches zur Bekämpfung der Rebellen bestimmt war. Juan lehnte ihn anfangs ab, endlich aber ließ er sich zur Annahme bewegen, als Philipp ihm eine Verbindung mit der schönen Maria Stuart, Königin von Schottland, als Belohnung des Siegers vorspiegelte.

Juan reiſete alſo nach den Niederlanden ab, nachdem er zuvor zur Sühnung ſeiner Sünden eine Wallfahrt nach Loretto gemacht hatte. Caſtellbo begleitete ihn, gleichfalls als büßender Wallfahrer, auf dieſer Reiſe, und war überhaupt von nun an, ſo wie er es früher ſchon geweſen, der unzertrennliche Gefährte ſeines Herrn, dem er ſtets mit größerer Liebe zugethan ſchien. Jeden Wunſch ſah er dem Helden, deſſen Geſundheit wankend zu werden begann, an den Augen ab, und Juan liebte ihn dafür wie ſeinen eigenen Sohn.

Im November des Jahres 1576 kam Juan in den Niederlanden an, wo er ſogleich den Befehl über ſämmtliche ſpaniſche Truppen übernahm. Mit Milde wollte er auch die Niederländer zu ihrer Pflicht zurückführen, dieſe aber erkannten ſeine guten Abſichten nicht, und ſchloſſen ein Bündniß mit England. Erſt als Juan verſprach, die ſpaniſchen Truppen fortzuſchicken, da erſt unterwarfen ſie ſich ihm, und er zog feierlich in Brüſſel ein. Bald wußte er durch Milde, Herablaſſung und Gerechtigkeit ſich die Liebe der Niederländer zu verſchaffen, und Alles ſchien ruhig. Aber dieſe Ruhe war dem ehrgeizigen Wilhelm von Oranien zuwider, und er reizte unaufhörlich zur Empörung an. Seine

Absicht gelang ihm nur zu gut, und bald loderte der Bürgerkrieg in hellen Flammen auf. Wilhelm stellte sich an die Spitze der Aufrührer, und hatte in kurzer Zeit ein Heer von 15000 Mann um sich versammelt, Juan aber, von Truppen entblößt, auf die Hülfe von wenigen tausend Lanzknechten der deutschen Hauptleute Fugger und Frondsberger beschränkt, schien dem unvermeidlichen Untergange nahe. Da führte sein treuer Freund und Jugendgefährte, Alexander Farnese, ihm Hülfstruppen zu, und er war gerettet. Lange hatten sich die Jugendfreunde nicht gesehen, und freudig begrüßten sie sich daher, aber die Freude Alexanders war mit herbem Schmerze gemischt. Bleich und entstellt, scheinbar schon dem Tode verfallen, stand der Freund vor ihm, den er als kräftigen, blühenden Jüngling verlassen. „Juan!" sagte er, im Tone der tiefsten Betrübniß, „wie siehst Du aus! Du bist krank, sehr krank!"

„Wohl bin ich es," entgegnete Juan, „und nur wenige Zeit, glaube ich, habe ich noch zu leben. Täusche ich mich nicht, so habe ich Gift bekommen."

Kaum hatte er das Wort „Gift" ausgesprochen, als Castellbo, der im Gemache gegenwärtig gewesen war, die Hände vor das Ge-

ſicht ſchlug, und unter heftigem Weinen das Zimmer verließ.

„Was iſt's mit dieſem Knaben?" fragte Alexander, dem das Betragen des Jünglings auffiel.

„Es iſt mein Leibpage," erwiderte Juan. „Eine vater- und mutterloſe Waiſe, die ich in meine Dienſte genommen, als er von aller Welt verlaſſen war. Der Knabe lohnt mir mit der treueſten Liebe und Anhänglichkeit. Wahrſcheinlich hat ihn der Gedanke, mich bald zu verlieren, ſo ſchmerzlich ergriffen."

„Es ſchien mir mehr, als Schmerz," ſagte Alexander, „es ſchien mir Verzweiflung, Gewiſſensangſt zu ſein, die ihn von uns trieb. Doch — Du mußt ihn ja beſſer kennen, als ich, der ich ihn zum erſten Male ſah. Aber von etwas Wichtigerem habe ich mit Dir zu reden. Sage mir, Du geliebter Freund meiner Jugend, wie kömmſt Du auf den gräßlichen Gedanken, vergiftet zu ſein?"

„Theils fühle ich es, an dem ſonſt unerklärlichen Hinſchwinden meiner geiſtigen Kräfte ſowohl, als meiner körperlichen, theils halte ich es für eine wohlverdiente Strafe der allwaltenden Gerechtigkeit."

„Wie?" fragte Alexander, „was haſt Du

denn verbrochen, um ſo harte Strafe verdient zu haben?"

„Erinnerſt Du Dich noch der Stunde," ſagte Juan, „als ich Dir mit Jubel verkündete, daß Maria Mendoza mich in kurzer Zeit zum glücklichen Vater machen werde?"

„Wohl erinnere ich mich," entgegnete Alexander, geſpannt auf Juans fernere Worte hörend.

„Nun, damals ſagteſt Du, wenn ich die Liebe dieſes Mädchens je vergeſſen könnte, würdeſt Du als rächender Engel vor mich treten. So fordere denn Rechenſchaft von mir, Vergeltungsengel. — Ich habe ſie vergeſſen — ich habe ſie vergeſſen!" und unter heftigem Schluchzen bedeckte er das Geſicht mit beiden Händen.

„Beruhige Dich," ſagte Alexander theilnehmend, „Maria ruht längſt im kühlen Grabe, und nur der Lebenden warſt Du Erinnerung ſchuldig."

„Nein, nein!" entgegnete Juan. „Wenn man, wie ich, die Pforten der Ewigkeit geöffnet erblickt, und bald eingehen ſoll zu Lohn oder Strafe, dann läßt man ſich nicht durch ſolche Scheingründe tröſten. Ich habe Maria, ich habe ihre Liebe vergeſſen. Höre mich ruhig an!" bat er, als er ſah, daß Alexander ihn un-

terbrechen wollte. „Ich habe Maria's Liebe vergeſſen, denn in den langen vierzehn Jahren, welche zwiſchen ihrem Tode und jetzt liegen, habe ich das theure Kind, welches ſie mir ſchenkte, das einzige Andenken, welches mir von ihr geblieben, nur ein Mal geſehen, und zwölf Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Ich kenne meine Tochter Anna nicht, Anna kennt mich nicht, weiß ſogar nicht, daß ich ihr Vater bin, denn auf mein Verlangen verbarg ihr die edle Magdalena Quisciada dies. Jetzt ſind ſchon einige Jahre verfloſſen, ohne daß ich von Magdalena oder Anna auch nur die geringſte Nachricht erhielt, und ich — forſchte auch nicht nach. Doch — noch weit, weit ſtrafbarer bin ich, und Du ſollſt mich in meiner ganzen Abſcheulichkeit kennen lernen. — Als Du mir ſagteſt, Maria ſei durch einen Schlagfluß getödtet worden, täuſchteſt Du mich, wenn auch aus der beſten Abſicht. Ob ich Dir danken ſoll, weiß ich nicht, denn vielleicht hätte damals der Schmerz mich getödtet, und ich fühlte nicht ſchon in dieſem Leben die Qualen der Hölle. — Jetzt weiß ich die Wahrheit. Maria ward vergiftet, ward um ihre Liebe zu mir vergiftet, und ich — ich konnte dieſe Liebe dennoch vergeſſen! — Was ich gelitten, als jene ſchreckliche Kunde mir

ward, kann ich nicht beschreiben. Ich war der Verzweiflung nahe, und dennoch — dennoch —"

„Fühlst Du jetzt gleich mir," fuhr er dann etwas ruhiger fort, „daß nur Gerechtigkeit mir wird, indem ich den nämlichen Tod erdulde, der auch ihr Leben brach?"

Alexander vermochte nicht zu antworten. Sprachlos drückte er den Freund an sein Herz, und Beider Thränen rannen.

„Doch, was noch gut zu machen ist, will ich gut machen," nahm Juan das Wort. „Anna bedarf bei meinem unausbleiblich nahen Tode eines Schützers. Gern vertraute ich Dir dies Amt, und ich weiß, Du würdest es nicht ablehnen, aber Du hast andere, wichtigere Pflichten, die Dich davon abhalten. So habe ich denn meinen Pagen, den jungen Castellbo, dazu ausersehen. — Lächle nicht über meine Wahl. Dem Ansehn nach ist er zwar nur noch ein Knabe, aber sein Geist ist seinem Alter weit vorangeschritten. Er besitzt die Festigkeit des gereiften Mannes, und mit vollem Vertrauen lege ich das Schicksal meines einzigen Kindes in seine Hände. Er soll, wenn ich Abschied von dieser Welt genommen habe, meine Anna aufsuchen, und, wenn sie gegenseitig es wollen,

nach einigen Jahren ihr Gatte, bis dahin aber ihr Beſchützer ſein."

Nicht geradezu rieth Alexander dem Freunde von dieſem Vorſatze ab, aber er bat ihn doch, ihn wohl zu überlegen, ihn dann erſt zur Ausführung zu bringen, wenn wirklich alle Hoffnung zu ſeiner Geneſung verſchwunden ſei.

Juan verſprach dies, obgleich er ſelbſt keine Hoffnung mehr hegte. Mit allem Eifer folgte er nun den Pflichten, die das Wohl ſeines Königs ihm auferlegte, aber täglich wuchs die Macht der vereinigten Niederländer, und ihm blieb nur wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Doch als auch Graf Peter Ernſt von Mansfeld mit zwölf bis ſechszehntauſend Mann zu ihm geſtoßen war, wagte er es, die Niederländer bei Gembloux anzugreifen, und ſchlug ſie mit glänzendem Erfolge. Aber zu vielfältig waren ihre Hülfsquellen, und ſchon am 1. Auguſt 1578, war Juan, nach der Schlacht von Lier, welche nachtheilig für ihn ausfiel, zum Rückzuge genöthigt.

Seine Krankheit war jetzt ſo ſehr geſtiegen, daß er den Oberbefehl der Armee niederlegen mußte. Deſſen ungeachtet war er noch immer thätig, ſo viel es ſeine Kräfte geſtatteten. Endlich aber erklärte Hippolyt Pennoni, des Prin-

gen von Parma Leibarzt, daß sein Ende nahe sei, vielleicht schon in wenigen Tagen erfolgen werde.

Längst war er darauf vorbereitet, und erwartete den Tod als einen willkommenen Freund, der ihn vielfacher Leiden überheben sollte. Nur eine Sorge blieb ihm noch auf dieser Welt, die Sorge für seine Tochter, und — für seinen Sohn, denn als solchen betrachtete er Juan Castellbo.

Alles hatte er mit Alexander genau besprochen, hatte seinen letzten Willen schriftlich und gerichtlich niedergelegt, da ließ er seinen Leibpagen an sein Lager rufen, um auch ihm mitzutheilen, was er über ihn beschlossen.

Bleich und entstellt, die Augen durch anhaltendes Weinen verschwollen, näherte Castellbo sich dem Lager seines Wohlthäters. „Juan," redete dieser ihn an, „mein Ende ist nahe, doch, noch ehe ich sterbe, will ich Deine Zukunft gesichert wissen."

„O, sprecht nicht von Eurem Tode," unterbrach ihn der Page. „Ihr wißt nicht, wie Ihr mein Herz dadurch zerreißt!"

„Gern will ich Dir glauben," entgegnete Juan, „daß es Dich betrübt, mich zu verlieren; aber früh hast Du gelernt, das Unab-

wendbare zu ertragen, und auch hier mußt Du die Festigkeit zeigen, die ich immer an Dir bemerkte, und die Dir mein Herz besonders zuwendete. Höre mich also an, ohne mich zu unterbrechen, denn meine Kräfte sind erschöpft, und anhaltendes Sprechen wird mir schwer."

„Ich habe Dich," fuhr er dann fort, „zu meinem künftigen Eidam ausersehen; ich bemerke Dein Erstaunen, denn wie Du weißt, war ich nie vermählt. Aber dennoch bin ich Vater. Ein Mädchen, das ich mit der Leidenschaft der ersten Liebe anbetete, schenkte mir eine Tochter. Diese lebt, still und verborgen vor der Welt. Ihre Mutter raubte mir vor Jahren schon der unerbittliche Tod, und Anna hat Niemanden auf der ganzen Welt."

Bei Nennung des Namens Anna, war der Page unruhig geworden. Ängstliche Erwartung war auf seinem Gesichte zu lesen, und schnell war er einen Schritt näher getreten, als könne er dadurch das Ende der Erzählung beschleunigen. Juan achtete dieser Bewegung nicht, oder schien doch wenigstens nicht darauf zu achten. Ruhig fuhr er fort: „Du sollst ihr Schützer, und wenn Eure Herzen sich verstehen lernen, ihr Gatte werden. Sobald ich daher die müden Augen geschlossen habe, eile

Du nach Spanien, dort lebt meine Tochter Anna. Bei der ehrwürdigen Wittwe Magdalena Quisciada in Villagarcia wirst Du — —"

Aber er konnte nicht weiter sprechen. In wilder Verzweiflung stürzte der Page vor seinem Bette auf die Knie, und rang jammernd die Hände. „Herr!" rief er in herzzerschneidendem Tone, „widerruft, um Gottes Barmherzigkeit Willen, widerruft!"

„Weshalb?" fragte Juan überrascht, indem er sich mühsam auf seinem Lager empor richtete; auch Alexander trat in der höchsten Spannung näher herzu.

Krampfhaft zuckte während dessen des Pagen Lippe, heftig flog seine Brust auf und nieder, und man sah es ihm an, daß er vergebens nach Athem rang, um nur einige Worte zu sprechen. Endlich stöhnte er in dumpfen, einzeln abgebrochenen Lauten hervor: „Diese Tochter — diese Tochter — und zugleich Eure Mörderin — bin ich!" Bei diesen Worten verließen ihn die mühsam errungenen Kräfte, und bewußtlos sank er zusammen. Seiner Schwäche vergessend, sprang Juan vom Lager, und gemeinschaftlich mit Alexander, leistete er dem Ohnmächtigen allen ersinnlichen Beistand. Doch er wollte nicht in das Leben zurückkeh-

ren, und als Alexander, ihm Erleichterung zu verschaffen, sein Wamms aufnestelte, da sah er mit Entsetzen, daß der vermeintliche Jüngling wirklich ein Mädchen sei, woran er sowohl, als Juan, des Pagen eigener Worte ungeachtet, noch gezweifelt hatten, in der Meinung, er habe, vom heftigen Schmerze ergriffen, irre geredet.

Matt schlug der Page, oder Anna, wie wir sie jetzt nennen wollen, die Augen auf, welche sogleich auf Juan fielen. Zu schwach, sich von dem Ruhebette, auf das man sie gelegt, zu erheben, flehete sie nur mit leiser Stimme und gefaltenen Händen: „Fluchet mir nicht, ach, fluchet mir nicht. Ich bin ja nicht so schuldig, als Ihr wähnen müßt. Hört mich an, und dann — bedauert mich, aber — flucht mir nicht als einer ruchlosen Giftmischerin."

„Also auch darin sprachst Du wahr?" sagte Juan, und wandte sich mit Entsetzen ab von ihr; Alexander aber fragte: „Was konnte Dich bei Deiner Jugend zu so gräßlicher Sünde, mit dem gränzenlosesten Undanke gepaart, verleiten?"

„Leset!" sagte Anna, ein Papier aus ihrem Busen ziehend, und es ihm hinreichend. „Leset, und es wird Euch klar werden."

Ueberrascht nahm er das Papier, welches alt und vergelbt war, aus ihren Händen, Juan aber sank erschöpft auf sein Lager, und fiel in eine Art trüben Stumpfsinnes.

Langsam entfaltete Alexander das Blatt, und erbleichte bei dem ersten Blicke, den er darauf fallen ließ. Ihm war, als öffneten sich die Gräber, als stiegen die Todten heraus aus ihrer Gruft, Rechenschaft von den Lebenden zu fordern, denn es war die Handschrift Maria Mendoza's, die ihm hier entgegenleuchtete, und die er sogleich wieder erkannte. Sie schrieb:

„Unter gräßlichen Qualen schreibt Deine Mutter Dir diese Zeilen — um Dich zur Rache aufzufordern. — Zärtliche Liebe ward mir mit dem — schwärzesten Undank gelohnt. — Gift, fürchterliches Gift, durchwühlt meine Eingeweide — in wenigen Augenblicken muß ich unter den unerhörtesten Martern mein Leben enden. — Räche den Tod Deiner Mutter, wenn nicht — ihr Fluch Dich treffen, und Dir die Ruhe dieses und jenes Lebens rauben soll. — Räche meinen Tod mit gleicher Waffe. — Mein Mörder ist — ist — Juan d'Austria. — Deine sterbende Mutter — Maria von Mendoza."

„Armes Kind!" sagte Alexander, indem er die Hand sinken ließ. „Der Fluch der Mut-

ter machte Dich also zur Vatermörderin? Aber," sagte er dann, „wie kam Maria auf den schrecklichen Gedanken?" — Und plötzlich ward es klar vor seinem Auge. — „Das also war der Grund jenes Briefes, in welchem Juan seinem Anton den Auftrag gab, Maria zu morden? — Auch der Glaube an die Liebe ihres Juan sollte der Unglücklichen noch im Tode geraubt werden?" — Und schon schwebte ein Fluch gegen den Infanten auf seinen Lippen. Aber er sprach ihn nicht aus, sondern dachte: Laßt ruhen die Todten.

„Armes Kind!" sagte er hierauf, zu Anna sich wendend, und theilnehmend ihre Hand ergreifend, „hättest Du Deine Mutter gekannt, wie ich sie kannte, ihre Milde, ihre Herzensgüte, ihre Liebe zu Juan, Du würdest eingesehen haben, daß nur der Wahnsinn des Todesschmerzes, verbunden mit einer grausamen Täuschung, sie diese Worte schreiben ließ, würdest für das Wohl ihrer Seele gebetet, und — ihren Fluch nicht gefürchtet haben. Aber," fuhr er dann fort, „wie kamst Du zu dem Unglücksblatte, wie konntest Du von Frau Magdalenen so lange entfernt sein, ohne daß mein Freund Kunde davon erhielt? Verschweige mir nichts!"

setzte er dann ernster hinzu. „Wähne nicht, mich zu täuschen!“

Innig gerührt durch Alexanders milde, nachsichtsvolle Güte, entgegnete Anna: „Alles will ich Euch offen und treu berichten, edler Herr. Ihr könnt meinen Worten vollen Glauben schenken. Frau Magdalena ist schon vor drei Jahren heimgegangen zu ihrem himmlischen Vater. Ich lebte seit ihrem Tode in einem adlichen Stifte, in welchem meine Großmutter (denn dafür hielt ich Magdalena) mir eine Stelle erkauft hatte. Zwei Jahre brachte ich bei den frommen Schwestern zu, als man eines Tages eine Fremde zu mir führte, die mich zu sprechen verlangt hatte. Es war eine bejahrte Frau, von anständigem Aeußern. Ich kannte sie nicht, hatte sie auch nie gesehen, sie aber schien mich zu kennen. Stumm betrachtete sie mich einige Augenblicke, dann sagte sie mit dem Tone der Rührung, und Thränen traten in ihre Augen: „Ja, Du bist's, Du bist die Tochter meiner angebeteten Gebieterin,“ und weinend sank sie mir um den Hals. Ihr könnt denken, daß mich dies Betragen überraschte, aber als sie mir gesagt, daß sie Ottavia, die Kammerfrau meiner Mutter sei, da theilte ich aufrichtig ihre Freude. Ich hatte ja so we-

nig von dieſer Mutter gehört, die ich nie kannte. Das einzige Andenken, welches ich von ihr beſaß, war ein kleines, in Gold gefaßtes Gemälde. Aber die holden Züge ſprachen mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt zu meinem Herzen, daß ich dieſe Mutter, die ich nie geſehen, innig liebte. Denkt Euch nun meine Gefühle, als ich jenen Brief aus Ottavia's Händen empfing, als ſie mir dabei beſchrieb, was meine unglückliche Mutter in den letzten Augenblicken ihres Lebens gelitten. Rechnet hiezu noch die Rachſucht, welche uns Spanierinnen ohnehin ſchon eigen und angeboren ſein ſoll, und Ihr werdet es erklärlich finden, daß ich vor Verlangen brannte, das Gebot meiner Mutter zu erfüllen. Ich floh heimlich aus dem Stifte, nachdem ich wohl überlegt hatte, wie ich mich dem Mörder meiner Mutter nähern wollte. So kam ich nach Italien, ſo trat ich mit den glühendſten Rachegefühlen vor den Prinzen. Aber ein unerklärliches Etwas, verbunden mit der Art, wie mich der Held aufnahm, minderte meinen Durſt nach Rache gewaltig. Dennoch war ich feſt entſchloſſen, meinen Vorſatz auszuführen. Das Gift dazu hatte ich bereits in Spanien gekauft, und trug es beſtändig bei mir, aber es wollte ſich keine günſtige Gelegenheit finden, und ich war

in Aufsuchung derselben nicht mehr so eifrig, als früher. Täglich wuchs meine Anhänglichkeit, meine Liebe zu meinem Wohlthäter, und ich ward schwankend in meinem Entschlusse; aber dann stand der Fluch meiner Mutter als drohendes Gespenst im Hintergrunde, und spornte mich wieder zu der gräßlichen That an. Wahrlich, ganz ohne Absicht, nur dem unwiderstehlichen Zuge meines Herzens folgend, machte ich mich meinem Gebieter immer unentbehrlicher, und er erwählte mich zu seinem Leibpagen. Jetzt fehlte mir es nicht mehr an Gelegenheit, den Mord mit Sicherheit zu vollbringen, aber die Kraft, der Wille dazu fehlte, und nur der Fluch meiner Mutter ließ mich noch dann und wann an die Absicht denken, mit der ich nach Italien gekommen. Dann war ein innerer Zwiespalt, ein Kampf des Guten und Bösen in meinem Herzen, der mich mit namenloser Pein erfüllte, und den Schlaf von meinem Lager scheuchte. Einst, als ich auch wieder den größten Theil der Nacht in diesem Kampfe zugebracht hatte, und gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer gefallen war, erschien die Gestalt meiner Mutter an meinem Lager, und mahnte mich mit drohender Gebehrde an die Vollführung ihres Gebots. Erschreckt schlug ich

die Augen auf, und — die Geſtalt war verſchwunden. Jetzt ſehe ich wohl ein, daß dies nur ein Gaukelſpiel meiner erhitzten Phantaſie war, aber damals hielt ich es für eine wirkliche Erſcheinung, und war davon ſo ergriffen, daß ich noch an dem nämlichen Morgen das unſelige Pulver in den Frühtrunk meines Herrn ſchüttete."

Erſchöpft ſank Anna hier auf ihr Lager zurück, und Alexander, keines Wortes mächtig, blickte ſtarr vor ſich hin. Bald aber ermannte Anna ſich wieder, und fuhr dann fort: „Sie war geſchehen, die gräßliche That, und bald fühlte ich den Stachel der Reue in meiner Bruſt. Mit verdoppelter Sorgfalt war ich nun täglich um meinen Herrn beſchäftigt, um ihm wenigſtens jetzt noch ſo viel Liebes zu erweiſen, als in meinen Kräften ſtand. Es erquickte mein gebrochenes Herz, wenn ich ſeine Zufriedenheit über mein Betragen, meine Anhänglichkeit, ſah, aber ein Gedanke war hinreichend, mich wieder mit der tiefſten Trauer zu erfüllen. So kam unſere Wallfahrt nach Loretto heran. Mit gläubigem Herzen betete ich dort zur Mutter Gottes, beichtete dann einem frommen Diener des Herrn, und fühlte die Laſt meines Gewiſſens durch deſſen Troſt ungemein gemindert. Aber

mit unendlicher Schwermuth sah ich auf die täglich abnehmende Gesundheit des Prinzen. Seine unbeschreibliche Güte gegen alle seine Umgebungen, gegen mich insbesondere, hatten meine Liebe bis zur Anbetung gesteigert. — Gern hätte ich jetzt mein Leben gegeben, das seinige erhalten zu können, aber — es war zu spät, und nun? — mein Vater — meine Mutter — der Fluch —!" Hier gingen ihre Worte in wilde Fieberphantasieen über, in denen sie bald sich selbst verfluchte, bald die Gnade des Himmels anflehete, bald wieder stumm und sinnend lag.

Noch während ihrer Krankheit starb Juan, den 28sten September 1578, nachdem er seine Verzeihung, seinen Segen sogar, als Vermächtniß ihr zurückgelassen.

Als Anna genesen, nahm sie in ihrem Vaterlande den Schleier, und starb nach jahrelanger schwerer Buße, versöhnt mit dem Himmel, als Aebtissin des Benedictinerinnen-Klosters zu Burgos in der Provinz gleiches Namens.

Der Todesruf.

Wahre Begebenheit aus dem griechiſchen Freiheitskampfe.

Von Guſtav Sellen.

Wunderlich hatte der Zufall oder das Schickſal uns in Griechenland zuſammengeführt; doch ſo verſchiedenartig auch unſere Meinungen, unſere Anſichten in unſeren früheren Lebensverhältniſſen geweſen ſein mogten, hier hatte gleicher Zweck, gleiche Noth, gleiches Streben alle die Verſchiedenheiten ausgeglichen, und wir lebten in der größten Eintracht. Mehrere Gefahren hatten wir ſchon gemeinſchaftlich überſtanden, hatten gemeinſchaftlich gehungert und gedurſtet, und unſer Bündniß war dadurch ſo ſehr befeſtiget worden, wie ein ähnliches unter ähnlichen Verhältniſſen und Perſonen nur befeſtigt werden kann.

Urſprünglich beſtand unſere Geſellſchaft aus fünf Mitgliedern, zwei Preußen, einem Dänen (Holſteiner), einem Meklenburger und einem Polen, der jedoch vollkommen fertig deutſch ſprach.

Vor einigen Tagen hatte sich noch ein neuer Ankömmling, ein Baier von Geburt, ein Herr von .....*) zu uns gesellt, aber schon in der kurzen Zeit war uns der Landsmann (denn als solcher wurde jeder Deutsche betrachtet) durch heitere Laune, offenen Freimuth, und ausgezeichnete Tapferkeit, welche er gleich an dem Tage nach seiner Ankunft zu zeigen Gelegenheit hatte, lieb geworden; und wir befanden uns jetzt auf dem Wege nach einem nahen Kloster, um unsere Freundschaft durch einige Becher kräftigen Jeaweines noch mehr zu befestigen.

Durch einen herrlichen, vom Beil der Verwüster noch verschont gebliebenen Olivenwald, hie und da mit Mirthen und Feigenbäumen untermischt, schlängelte sich der Fußpfad neben einem klaren silberhellen Bache den Berg hinan, auf dessen Kuppe das reiche Kloster lag. Das leise Gemurmel des Bergbaches schien uns eine freundliche Einladung der Klosterherren zuzuflüstern, und schneller schritten wir nun vorwärts, uns dem ersehnten Ziele so bald als möglich zu nähern. Heitere Scherze würzten

*) Da er wider den Willen seiner Eltern nach Griechenland ging, auch einige bürgerliche Pflichten verletzte, indem er seinem glühenden Eifer, das Kreuz vertheidigen zu helfen, nachgab, sei es mir vergönnt, seinen Namen hier zu verschweigen.

das Geſpräch, und wer uns ſo gehen ſah, hätte wahrlich nicht glauben ſollen, daß wir entfernt vom Vaterlande, vielleicht für immer, in einem fremden Lande, unter einem fremden Volke uns befänden, das noch dazu ſich im Zuſtande der vollkommenſten Anarchie befand. Aber wenn man jung iſt, vergißt man ja nur zu leicht des drückendſten Kummers, vorzüglich, wenn man, wie wir jetzt, dem Genuſſe des köſtlichſten Weines entgegengeht. So hatten denn auch wir alle Sorgen von uns abgeſtreift, und lebten nur dem gegenwärtigen Augenblicke. Unter lautem Gelächter, durch einen wirklich guten Witz, deſſen ich mich jedoch nicht mehr entſinne, veranlaßt, langten wir bei dem Kloſter an. Wir forderten ſogleich einige Flaſchen Zea, aber das Zögern des Laienbruders, an dem wir unſer Geſuch richteten, ſagte ganz deutlich, daß er ihn nur gegen Vorausbezahlung bringen könne. Wir nahmen dies nicht übel, da wir wohl wußten, daß ſich die Philhellenen häufig nicht im Stande gefunden hatten, die verlangte Zeche zu vergüten. Daher bezahlten wir ohne Weigern ſo viel Wein, als wir beſtellt hatten, und erhielten dieſen gleich darauf, kühl und gut. Auf unſer Geheiß ward er in eine Laube geſtellt. Wir ſelbſt legten mit Hand an, und

holten uns aus dem Saale, welcher in allen griechischen Klöstern zur Aufnahme der Gäste und Wanderer bestimmt ist, einen Tisch und zwei Bänke, und bald waren wir bereit, das lustige Werk zu beginnen. Der Pole, dem wir freiwillig die Ehre zugestanden, im Trinken, und allen dazu gehörigen Gebräuchen am erfahrendsten zu sein, ward zum Mundschenken erwählt. Eilig reichte Jeder sein Glas dar, nachdem er Platz genommen. Der Baier, vielleicht noch etwas ängstlich, unter den wenig Gekannten, war der Letzte, der dies that, doch kaum sprudelte der köstliche Rebensaft in künstlich hohem Bogen in das dargehaltene, als es auch, ohne irgend eine Berührung, unter widerlich schrillendem Tone zersprang. Eine finstere Wolke überzog auf einen Augenblick die Stirne des Herrn von ..... und auch wir Andere alle waren mehr oder minder erschreckt; aber schon waren wir auf dem besten Wege, die Sache für einen reinen Zufall zu achten, schon war nach einem neuen Glase gerufen worden, da sagte Einer: Wenn das nur nicht eine übele Vorbedeutung ist. Ei, über Dein Gerede, fuhr ich ärgerlich auf. Was wird es denn zu bedeuten haben, als daß aus diesem Glase Niemand mehr trinken kann? Ich war in der That höchst auf-

gebracht, denn selbst wenn man, wie es bei unserm neuen Freunde der Fall zu sein schien, durchaus nicht abergläubig ist, selbst dann ist die Erinnerung an irgend eine ungünstige Vorbedeutung, Prophezeihung, oder dergleichen, hinreichend, dem kräftigen Muth im Augenblicke der Gefahr, mindestens zu lähmen; selten oder nie aber dient eine Bemerkung, wie die obige, die frohe Laune zu vermehren.

Wie ich es gefürchtet hatte, so traf es auch ein. Jene wenigen Worte reichten hin, uns mehr oder minder zu verstimmen, und erst à force de boir erlangten wir die verlorene Heiterkeit wieder, die zuletzt sogar in ausgelassene, lebende Lustigkeit ausartete. Dies diente aber wenigstens doch dazu, jenen widrigen Eindruck zu schwächen, und als wir einige Tage darauf ein ziemlich heftiges Gefecht mit den Türken hatten, und ..... trotz allen bewiesenen Muthes, glücklich, sogar ganz unverwundet daraus zurückkam, da ward der Glaube, das Zerspringen des Glases sei eine üble Vorbedeutung gewesen, durchaus verworfen und verbannt.

So waren einige Monate ohne merkwürdige Begebenheit verflossen, und wir gedachten kaum noch jener Begebenheit im Kloster, da fanden wir uns eines Abends wieder zusammen. Es

war ein rauher, stürmischer Abend, der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, und wir konnten uns daher, der Nähe des Feindes ungeachtet, der größten Sicherheit überlassen. *) Ein halb zerstörtes Haus diente uns zum Zufluchtsorte. Aus sicherer Hand wußten wir, daß sämmtliche Einwohner, ein Türke nebst seiner Frau, drei Kindern und zwei Dienstboten, in diesem Hause auf die grausamste Art ermordet worden, auch waren Wände, Thür und Fußboden noch mit deutlichen Spuren des hier vergossenen Blutes bedeckt. Dies Alles aber hielt uns nicht ab, hier unser Quartier aufzuschlagen. Der niedrige Feuerheerd diente uns zum Tische, der Fußboden zum köstlichsten Divan, und schon wollten wir die Ausleerung mehrerer Flaschen des bereits gerühmten Zeaweines mit lobenswerthem Eifer beginnen, als ein schon früher bemerkter übeler Geruch mit verstärkter Gewalt unsere Geruchsorgane berührte. Wir suchten, stets der Nase folgend, nach, und fanden endlich in der Ecke des Gemachs etwas, das man einem der Türken abgehauen hatte.

*) Die Türken nämlich, so wie die Griechen, greifen, einem eingewurzelten Aberglauben zu Folge, nie bei so schlechtem Wetter den Feind an, und beide Nationen können sich dann ganz ruhig vor einem feindlichen Ueberfalle, dem Schlafe überlassen.

Schaudernd schafften wir es fort, und eilten dann, durch den Genuß des Weines unsern Ekel zu vertreiben. Die Trinkgeschirre, der sonderbarsten Art mitunter, wurden gefüllt, und eben wollten wir auf das Wohl der Sache, der wir Blut und Leben geweiht hatten, anstoßen, als die Thür plötzlich weit aufsprang, nachdem zuvor ein heftiger Schlag auf den hölzernen, inwendig befindlichen Drücker geschehen war. Theils überrascht, theils auch wirklich etwas erschreckt, setzten wir unsere Becher nieder, ergriffen Waffen und leuchtende Brände, und untersuchten das ganze Haus. Aber nichts, auch nicht das Geringste, konnten wir entdecken, obgleich es durchaus keinen Ort gab, wo ein Mensch sich hätte verbergen können. Keller oder Boden hatte das Haus nicht, und rings herum war jeder Baum, jeder noch so kleine Strauch abgehauen, zudem jede andere Wohnung so weit entfernt, daß Niemand unentdeckt von unsern Späherblicken dorthin hätte gelangen können.

Nachdem wir auf diese Weise unsere Untersuchungen beendet hatten, lagerten wir uns wieder um den Heerd und leerten, düster und verstimmt, unsere Trinkgeschirre. Etwa eine Viertelstunde mogte vergangen sein, als wir die ge-

wohnte Heiterkeit wieder gewannen. „Auf, Brüder, laßt die Grillen fahren, fort mit den Falten vom Gesicht" sang Einer, und alle Andern stimmten fröhlich ein. „Nun auch einen Becher auf unser Aller glückliches und siegreiches Ueberstehen dieses gerechten Freiheitskampfes," rief ich. Aber wieder sprang mit einem heftigen Schlage auf den Drücker die Thüre auf, noch ehe wir angestoßen hatten, und wieder eilten wir, wie das erste Mal, hinaus, Alles zu durch- und untersuchen. Vergebens. Wir fanden nichts, was uns auch nur den geringsten Aufschluß hätte geben können, und dieser sonderbare Zufall (denn dafür waren wir es, seiner auffallenden Wiederholung ungeachtet, zu halten geneigt) war uns um so unerklärlicher, da die Thüren der gemeinen Volksklasse, und zu der hatten auch die Bewohner dieses unseres Hauses gehört, sich in der Regel nur von innen öffnen lassen, stets aber nach außen aufgehen, daher nicht durch einen bloßen Stoß von außen geöffnet werden können.

Wieder verging eine längere Zeit, ehe wir uns in der vorigen ruhigen Stimmung befanden; aber dennoch kehrte diese endlich zurück, wozu der Wein, der reichlich vorhanden war und eben so reichlich genossen wurde, das Sei-

nige wohl redlich mit beitragen mogte. So hatten wir bald den Spuk vergeſſen. „Auf glückliches Gelingen des vorhabenden Sturmes auf Napoli," rief der Pole, den Becher in die Höhe hebend, aber wie bei den früheren Toaſts ſprang auch jetzt die Thüre auf, nur ſchien uns der vorhergehende Schlag noch heftiger, als die früheren. Abermals durchſuchten wir Alles nach dem höchſt unwillkommenen Ruheſtörer, aber wieder vergebens. „Ei, ſo ſoll doch die Thüre wenigſtens nicht mehr aufſpringen," ſagte unſer Baier, welcher noch immer am fröhlichſten geblieben war, und mit dieſen Worten band er den Drücker ſo feſt an die Kramme, daß ſelbſt das ſchärfſte Schwert den Knoten wohl ſchwerlich mit einem Hiebe durchſchnitten haben würde. So vor der ärgſten Störung ſicher, begannen wir guten Muths die Becher fleißig zu leeren, doch hegte Jeder eine eigene, unwillkührliche Scheu vor dem Ausbringen irgend eines Trinkſpruches. Endlich, als bereits der Morgen zu grauen begann, war auch dieſe Scheu von uns gewichen, und der Meklenburger erhob den Becher: „Auf unſer Aller glückliches Wiederſehen des geliebten Vaterlands." Aber mit einer Gewalt, als wolle es die Thür zerſchmettern, ſchlug es in dem nämlichen Augenblicke gegen dieſelbe, und

deutlich hörten wir Alle mit dumpfer Grabesstimme den Namen des Baiern rufen.

Heftig erbleichte dieser, doch männlich nahm er seinen Muth zusammen, und überwand die unwillkührlichen Schrecken. „Freunde," sagte er, „irgend ein Spaßmacher muß sich hier verborgen haben, um uns Alle, und vorzüglich mich zu erschrecken; aber Ihr werdet eingestehen, daß dies ein höchst alberner Spaß ist, und ich bitte Euch, mir in der Aufsuchung dieses Menschen behülflich zu sein, damit die gebührende Strafe ihm werde."

Wir versprachen dies, obgleich auch nicht Einer unter uns jetzt noch fest überzeugt war, daß die viermalige, stets mit dem Toast eintretende Störung unserer Fröhlichkeit, einen natürlichen Grund habe. Keinem wollte ferner noch der Wein munden, wir suchten daher, in unsere Mäntel, oder was uns die Dienste desselben leistete, fest eingewickelt, die empfindliche Morgenkühle von uns abzuhalten und den Schlaf wo möglich herbeizurufen. Beides gelang uns nur höchst unvollkommen, und wir waren daher froh, als die aufgehende Sonne uns durch ihre Strahlen erwärmte, und zugleich das unheimliche Gefühl von uns nahm,

welches, aller Anſtrengungen ungeachtet, es abzuwerfen, dennoch auf uns gelaſtet hatte.

Drei Tage darauf ward der Sturm auf Napoli, deſſen wir durch unſern Toaſt erwähnt hatten, unternommen. Die Feigheit der Griechen war die hauptſächlichſte Urſache, daß wir zurückgeſchlagen wurden. Zwar koſtete uns dieſe Unternehmung nur wenige Mann, aber unter dieſen Wenigen war auch der Herr von ..... Er ward gleich bei'm erſten Anlauf, durch drei Kugeln ganz zu gleicher Zeit getroffen, tödtlich verwundet, und gab wenige Augenblicke darauf in meinen Armen den Geiſt auf.

Schnell verbreitete ſich nun das Gerücht von dem an ihn ergangenen Todesrufe, und kein Grieche wagte ſich ſeit der Zeit in jenes Haus, aus Furcht, dort einen ähnlichen Ruf zu vernehmen.

Fatime und Euphrosine.

Serbische Novelle aus dem Leben eines Freundes,

mitgetheilt von G. Herlossohn.

Ich blickte hinüber nach Semlin. Die Thürme lagen im Abendroth und ihre Glocken läuteten die Vesper. Dann bog ich um das Haus meines Vaters, das nahe an der Mauer von Belgrad stand und ging gegen den Platz, wo der Brunnen liegt. Er ist aus Sandstein gebauen und vier alte Linden stehen an seinen Ecken. Das krystallhelle Wasser fließt aus einer Muschel, ebenfalls aus Stein geformt. Ich streifte die Lindenblätter zurück, die der Baum herabgeschüttelt hatte, und füllte meinen Krug. Da traf mein Blick die Straßenecke links — der rothe Turban, der buntgestickte Kaftan schimmerte hervor, und — ja sie war es! Je näher sie dem Brunnen kam, desto langsamer ging sie. Ich trat ihr entgegen — faßte nach ihrem blanken Kupferkruge und füllte ihn bis an den Rand, goß aber in der Zerstreuung das Wasser

fünfmal aus, um eben ſo oft wieder zu füllen. Sie hatte die langen dunklen Wimpern geſenkt. Während ich ihr in das wunderſchöne klare Antlitz ſtarrte, reichte ich ihr den Krug, hielt ihn aber feſt — und ſie machte auch nicht Miene, zu gehen. „Wirſt Du mir heute noch nicht Deinen Namen ſagen?“ begann ich leiſe. — „Sieh! ich habe Dich die vier Tage, die wir uns hier treffen, ſo viel gefragt und Du haſt mir noch keinen Laut geantwortet.“ — „Fatime!“ lispelte ſie nach einer Weile und ihre Wangen erröthteten, wie der Morgenhimmel. „Fatime!“ rief ich freudig nach, „meine ſchöne Fatime!“ Sie ſchlug die großen ſchwarzen Augen auf, und nun ſenkte ich die meinen; denn ich vermochte den himmliſchen Blick nicht zu tragen. „Meine Mutter iſt die Wittwe Jaffa,“ fuhr ſie fort. — „Fatime!“ wiederholte ich noch wie trunken, „wie biſt Du ſchön, wie liebe ich Dich!“ — — „Ich bin erſt dreizehn Jahre,“ erwiederte ſie, als wollte ſie das Geſpräch oder meine Zumuthung hier abwenden. „O wärſt Du meine Geliebte,“ ſeufzte ich auf, „eine Chriſtin!“ — In dieſem Augenblicke näherten ſich mehrere Mädchen ſprechend und lachend dem Brunnen. — Da blickte ſie mich noch einmal an und ſagte: „Jetzt muß ich gehen, die

Mutter wird meiner harren." — „Ich sehe Dich morgen wieder?" flehte ich. Sie winkte abgehend mit dem Haupte. „So leb wohl!" rief ich ihr nach und schritt auch gegen meine Wohnung. Auf dem freien Platze, wo man gegen Semlin und auf die Donau sieht, blieb ich stehen. Der Abend war sehr schön. Die Sonne — unsere frommen Kinder nennen sie das Auge Gottes — war schon hinter den Bergen von Illyrien und Czernagora untergegangen und rothe Wolken brannten hinter ihr, wie ihre Flügel, mit denen sie den Himmel durchmißt. Die Donau glänzte in einer Rosenfarbe, Semlins Thürme standen in Nebeln — unter mir die Halbinsel, welche die Save und Donau bilden, im grünen Schmucke des Sommers und weit hinter offen den Himmel, wie ein glückliches Land! — „Fatime!" lispelte ich, indem meine Blicke umherschwärmten — „Fatime!" als unter mir schneeweiße Tauben ihre Kreise zogen. — Ich lachte der ganzen Erde so frohwehmüthig entgegen und mein Herz schlug immer „Fatime." Ich wußte nicht, warum mir so weich und doch so bange zu Muthe war. — Endlich ging ich in das Haus, besorgt, mein längeres Ausbleiben dürfte dem Vater auffallen. Er pflegte nämlich jeden

Abend, bevor er schlafen ging, noch Wasser zu trinken, und ich, als gehorsamer Sohn, ließ mir das Recht nicht nehmen, es ihm jedesmal vom Brunnen zu holen.

Er dankte mir auch jetzt für meine Aufmerksamkeit und rühmte es sehr, daß ich aus Liebe zu ihm nicht Anstand nehme, das Geschäft der Weiber zu verrichten, denn wir hatten ja zwei Mägde im Hause. —

Ich lehnte den Dank ab, wünschte ihm eine gute Nacht und schlich in meine Kammer. Eigentlich schämte ich mich doch, daß ich den Vater das für bloße Tugend annehmen ließ, was doch mit einem Nebenzwecke, mit der Gelegenheit, Fatime, die ich einst über den Platz gehend von ferne erblickt hatte, zu sehen, verknüpft war; aber mein Inneres war zu aufgeregt, ich war zu selig. Ich setzte mich an meinen Tisch; die Dämmerung leuchtete noch hell durch mein Fenster; ich faßte nach der Feder, die vor mir lag und wollte ein Lied über Fatimens herrliche Augen niederschreiben. Ich begann auch:

„Schwarze Augen, selbst in die Nacht des Grauens, selbst in das finstre Grab vermögt ihr warme Sonnenstrahlen zu senden — in den Schooß der Hölle einen Himmel —,"

aber ich kam nicht weiter, denn immer hatte ich

Fatimens dunkle Sterne, lächelnd und verwundend vor mir. Ich gab es endlich auf, warf mich auf mein Lager und träumte recht selig und wunderschön.

Den andern Abend konnte ich kaum erwarten; mehr als eine Stunde früher, hatte ich mich schon mit meinem Kruge fortgeschlichen. Ich war unzufrieden, sie nicht schon am Brunnen zu finden, obgleich ich wußte, sie komme erst um sieben Uhr, wenn der Muezzin vom Minaret ruft. — Ich füllte meinen Krug wohl zwanzigmal, begoß die Linden, besprengte den Sand umher; die wenigen Menschen, die vorüber gingen, mußten wohl über mich lächeln, wenn sie einen erwachsenen Jüngling also spielen sahen. —

Endlich kam sie — und wie ich gewünscht, allein. Ich flog ihr entgegen, ich drückte ihr die Hand — sie war roth; verschämt senkte sie die Blicke, wir traten gegen den Brunnen. — „Ich sagte gestern," begann ich, „meine Fatime, ich liebe Dich — willst Du kein Wort darauf entgegnen?" — „Ich bin eine Türkin," versetzte sie leise „und Du —" sie verschluckte das Folgende. „Ich bin ein Christ, willst Du sagen," fiel ich ein. „Wenn ich aber Dich, die Türkin, liebe," fragte ich, „bin ich darum Dei-

ner Liebe unwürdig, weil ich ein Chriſt bin?" — Sie ſchwieg und ſenkte den Kopf noch tiefer, aber ich fühlte es, ſie wollte Nein ſprechen. „Alſo liebſt Du mich?" fragte ich ermuthigt weiter. Sie ſprach kein Wort, dann hob ſie das Auge; ein Blick traf mich und ſenkte ſich ſchnell wieder. Ich ſah den ſüßen Mund, das erröthende Antlitz, ich jubelte: „O meine geliebte Fatime!" — „Beſuche meine Mutter!" fuhr ſie nach einer Weile fort, „ich habe ihr von Dir erzählt, ſie kennt Dich als Kind; denn damals war ſie in Semendria — und," hier ſtockte ſie einen Augenblick — „die Mädchen ſahen mich ſchon oft hier mit Dir ſprechen." — „Ich werde kommen, Fatime," jubelte ich, „ich werde Dich ſehen — ich werde glücklich ſein." — „Morgen," lispelte ſie, indem ſie enteilte. —

Mit trunkenem Herzen folgte ich am andern Tage der Einladung. — Ich lebte von nun an viele glückliche Stunde an Fatimens Seite — obgleich verhohlen vor meinem Vater, der die Türken, als die Unterdrücker ſeines Vaterlandes, haßte — ich freuete mich ihres unſchuldigen Herzens, ihres frommen Gefühles. Ich hatte früher viele Lieder von der Liebe gedichtet, unſre Mädchen und Jünglinge ſangen ſie; jetzt

aber, da ich Fatime liebte, vermochte ich keines, denn mein Glück war mir zu groß, zu rein, als daß ich es hätte vermocht in Reime zu bringen. — Einen Monat hatte bereits meine Seligkeit gedauert — wir lebten unbesorgt vor der Zukunft; die Scheidewand unsers verschiedenartigen Glaubens war längst zwischen uns gesunken, wir lebten wie zwei Menschen, die nur einen Gott über sich, nur eine Liebe in ihrem Herzen erkennen. — Da rief mich eines Abends, als ich von meiner Geliebten in der seligsten Stimmung kam, mein Vater zu sich in das obere Gemach. Dort lag auf dem Tische ein Gewehr nebst einem Säbel, Pistolen und ein türkischer Handschar ausgebreitet. — „Hier, mein Sohn!" sagte er, „dies habe ich Dir zugedacht. — Du weißt es, der Stern der Befreiung unsers Vaterlandes von der türkischen Tyrannei ist aufgegangen; es ist der wackre Georg Petrowitsch, der bereits mit einer großen Schaar an der Morawa steht — dem Pascha und dem Großherrn den Gehorsam aufgekündigt hat und jeden freisinnigen Serben unter sein Heer ruft. — Auch Deine Pflicht ist es, diesem Rufe zu folgen. — Hier nimm diese Waffen — verlasse heut um Mitternacht heimlich die Stadt und eile nach Semendria; dort erwarte Deinen

Vater, der Dir bald folgen wird." — Die Waffen ſchimmerten mir entgegen, der Gedanke Freiheit zuckte wie ein Blitz durch meine Seele — aber ein Gedanke, ein leiſer Seufzer des Herzens, lispelte: „Fatime!" und „Heut Nacht ſchon?" wiederholte ich laut. „Ja, dieſe Nacht noch mußt Du fort!" fuhr mein Vater fort — „denn ſobald der Paſcha von dem Aufſtande Kenntniß erhält, iſt unſer Leben bedroht. — Schwöre mir darum auf dieſe Waffen, Rache und Verderben unſern Tyrannen, Treue dem Vaterlande — und dann eile!" — Ich ſchwur, ich umgürtete mich mit dem Säbel, ich nahm die Waffen, mein Vater ſegnete mich und ich ſchritt hinaus in die dunkle Nacht der Straßen. — Zwei gewaltige Gefühle kämpften ſchrecklich in meinem Innern: Befreiung meines Vaterlandes; der erſte Laut, der erſte Gedanke, den das ſerbiſche Kind hört, den es faßt in den Tagen ſeines Bewußtwerdens — Haß und Vernichtung den Türken! und meine Liebe zu Fatime; jetzt der Abſchied! — Ich ſchwankte wie vernichtet unter ihre Fenſter, ſie war noch wach — ich pochte und rief. Sie kam herab — ſie ſtaunte, mich in Waffen zu ſehen. „Ich komme, um von Dir zu ſcheiden," ſprach ich mit bebender Stimme. „Scheiden?" wiederholte ſie

und das Wort erstarb ihr auf den Lippen; ich drückte sie krampfhaft an mich, an meine Waffen — sie lag wie leblos an meiner Brust. — „Meine Brüder," hub ich dumpf an, „wollen die Ketten zerbrechen, in welche sie der Sultan geschmiedet — ich muß auch mit in den Kampf." — Sie umschlang mich und sagte mit weicher Stimme: „So wirst Du gehen? Ja Du mußt gehen: ich sehe es." — „Fatime!" unterbrach ich sie — „ich bin ein Mann, ich darf nicht weinen; schone meiner in dieser Stunde." — „Du wirst viele meiner Brüder tödten," sagte sie — „aber ich werde Dich doch immer und ewig lieben." — — „Ich werde ewig Deiner denken," erwiederte ich — „ich kämpfe nur gegen die Feinde meines Vaterlandes, für Dich sind meine Gebete!" — „Wir werden uns nimmer wiedersehen," schluchzte sie weiter, „ich weiß es — ich habe vielleicht gesündigt, daß ich den Christen liebte und Du auch — vielleicht ist es Strafe des Himmels, daß unsre Liebe hier auf Erden so bald sterben muß — aber unser Tod wird ihn versöhnen, und giebt mir Mahomed sein versprochenes Paradies, er wird Dir vielleicht auch vergeben, daß Du ein Christ bist; und Dein Prophet; er weiß ja, daß ich keinen Christen beleidigt habe." — — „Glaube mir,

Fatime," wiederholte ich mit Vertrauen, „wir werden uns bald wiederſehen; gibt uns Gott Segen und Sieg und haben wir nur die Freiheit unſers Vaterlandes errungen, dann will ich es auch meinen Brüdern ſagen, daß ein türkiſches Mädchen werth war der Liebe eines Serben." — „Wir werden uns nicht mehr ſehen, Simeon," fuhr ſie fort und ihre kalten Thränen rollten über meine Hand und ihr Herz ſchlug gewaltig — „hier nicht — meine Angſt, mein Traum ſagt es mir — aber jede Nacht werde ich nach dem Sterne da blicken, der über Semendria hängt und ihn fragen, wo Du biſt — ach," ſchluchzte ſie plötzlich laut auf — „ich werde ſterben!" — „Dieſe Liebe," ſtammelte ich, indeß mir die Thränen über die Wangen rollten. — „O Vaterland! ich habe Dir bereits ein großes Opfer gebracht — aber, geliebte Fatime! ich kann nicht bleiben!" — „Ich weiß es wohl," ſprach ſie mit neuer Kraft. — „Möge Dich nur Allah ſchützen vor den Säbeln meiner Glaubensbrüder! — Es iſt vielleicht Sünde, daß ich ſolches ſpreche — aber auch ich kann nicht." — Ich preßte ſie heftig an mich, ich küßte ihre Lippen. „Leb wohl!" ſagte ich im gewaltigen Schmerze — „auf Wiederſehen! wenn auch nach Jahren — doch treu!

Glaube mir, ein heiliger Engel meines Glaubens verspricht mir das Wiedersehen." — „Nimmermehr!" schluchzte sie und klammerte sich fester an mich. — Endlich riß ich mich los. — Ihr Weinen tönte mir noch leise nach in der stillen Nacht — ich schritt lautlos durch die Straßen gegen den Wall — mein Herz klopfte gewaltig — aber ich drückte mein Gewehr fest an die Brust, rief mir zu: „Vaterland!" und sah hinauf zu dem Himmel des Allmächtigen, der ja auch mein Schicksal gesponnen hat. — Wiedersehen werd' ich sie, sagte ich fest zu mir — mein Glaube hielt treu an diesem Gedanken. —

Ich kam nach Semendria — hier hörte ich, daß bereits die Feindseligkeiten ausgebrochen wären und Georgs Lob tönte von allen Lippen. Jeder Mund nannte ihn einen Helden, einen Befreier des Vaterlandes. Ich brannte vor Begierde, zu meinen Waffenbrüdern zu stoßen. Noch lag zwar gewaltig der Schmerz des Abschieds in meiner Brust, aber der neue Ruhm überwog Alles, er stand glänzender als je vor mir, wenn ich auf meine Nation sah. Mit Ungeduld erwartete ich meinen Vater. Er kam, wir brachen auf, in einigen Tagen erreichten wir unsre Brüder. Nie werde ich des

Augenblicks vergessen, als ich den auserkohrnen Befreier meines Vaterlandes zum erstenmale sah; nie die Zeit, als ich sein kräftiges, besonnenes Walten, sein Kämpfen und Siegen beobachtete, als ich unter seinen Augen focht, unter seiner Fahne siegte.

Ich will die Scenen der Greuel, des Entsetzens, die von beiden Seiten verübt wurden in diesem furchtbaren, blutigen Kriege, mit Stillschweigen übergehen — oft hat sich mein Herz schaudernd weggewendet, — oft habe ich nach heißem Kampfe heiße Thränen geweint über meine blutigen Waffen. Konnt' ich es doch nicht ändern; schrie doch das Wehe meines armen Volkes zu neuem Kriege und neuer Rache. — Das Bild meiner Geliebten folgte mir überall. An den Ufern der Drina und Morawa sandte ich nach heißen Kämpfen, in denen, wie mir mein Gewissen sagte, ich menschlich gewesen, viele Grüße hinauf zu ihr in die ferne Luft, und wenn wir nach den Mühen des Tages im Lager saßen, über uns der blaue Himmel und die Mondnacht, und Philipp, unser blinder Kriegssänger, seine Lieder sang, nicht unwürdig einer Heldenzeit, unsere Thaten pries und unsern Muth befeuerte, da dachte ich oft mit wehmüthiger Erinnerung an Fatime und mein

Wiedersehen. Jahre verflossen zwischen Mühen und Kämpfen; ich ward einigemal verwundet, selbst gefangen schmachtete ich über einen Monat im Kerker, aus dem mich endlich nur die Großmuth eines edeldenkenden Türken befreiete; ihr Bild blieb mir immer treu und innig in der Seele. Ein einzigesmal hatte ich während dieser Zeit Kunde von ihr erhalten, sie lebte noch, sie dachte mein. Es war ein glücklicher Tag meines Lebens. O er machte mich Jahre von Mühseligkeiten vergessen! Näher schwebte jetzt meinem Vaterlande das Bild der Freiheit, näher war die Hoffnung, sie zu sehen. Wir hatten die Türken in mehrern Hauptschlachten geschlagen. Czerny beschloß gegen Belgrad zu ziehen; denn die Russen, unsere Bundesgenossen, waren bereits in die Moldau eingerückt. — In Eilmärschen war Czerny vor Belgrad — ich sollte im Zuge der zweiten Heerabtheilung gegen Schabaz sein. Es war bereits Winter, das Wetter rauh und stürmisch. Czerny trennte sich mit der Hauptarmee von uns, unter dem Schwure, Belgrad zu nehmen. Ich jauchzte auch mit bei'm Abschiede, aber mit beklommenem Herzen; mir war, als könne uns dort ein größeres Unglück treffen; ich verwünschte meine Bestimmung, die mich

nicht dorthin folgen ließ — aber es galt den Zweck des Vaterlandes und wir kannten nur einen Willen und einen Herrn. — Wir hatten noch nicht den Ort unserer Bestimmung erreicht, als wir Czerny's Befehl und von ihm den Auftrag, zehntausend Mann als Succurs nach Belgrad zu schicken, erhielten. — Ich war auch darunter. Wie war ich froh, wie jubelte ich, wenn ich des Augenblickes dachte, wo ich meine Fatime nach langen Jahren der Trennung wiedersehen sollte. —

Wir langten an vor Belgrad. Die Festung war bereits erobert. Czerny hatte sie im December 1806 mit Sturm genommen. Schrecklich hatten die Sieger darin gewaltet — die Kunde davon flog uns entgegen. Ich bangte, doch ich fürchtete nichts. Wir marschirten ein in die Straßen der Stadt, deren einzelne Theile nur in niedergebrannten Trümmern bestanden. Mit Siegesjubel empfingen uns unsre Brüder. Sobald ich frei war, durchflog ich die Gassen — überall zertrümmerte Gebäude zwischen einzelnen noch stehenden Häusern; überall wimmelten Menschen, aber solche, denen man es ansahe, daß sie nicht hier ihre festen Wohnsitze hatten — die Stadt glich einem Feldlager. Jetzt sah ich den wohlbekannten Brunnen, die Linden

ſtanden noch — obgleich blätterlos, doch eine heilige Erinnerung. — Unnennbare Angſt lag mir auf dem Herzen; aber ich beſchwichtigte ſie mit dem Zurufe: ſie lebt ja noch — und Heil mir! jauchzte ich, während ich um die Straße bog — das wohlbekannte Haus ſtand noch, die Fenſter winkten mir entgegen, ich flog darauf zu. — Ein ſerbiſches Weib trat mir in der Thüre entgegen. Mein erſtes Wort war Fatime, das zweite Jaffa! — „Jaffa!" wiederholte das Weib. „Du ſuchſt wohl nicht die türkiſche Wittwe Jaffa? die iſt todt — und auch ihre Tochter." — Todt! ſchrie ich auf im unnennbarſten Schmerze und erbleichte und hielt mich ſtarr an das Thor. — „Am Tage des Sturmes," fuhr das Weib fort, „bei dem ſchrecklichen Blutbade, als alle Türken, wehrloſe Weiber und Kinder, hier getödtet wurden, ſtürzten auch fünf plündernde Serbier in dieſes Haus. Der Erſte von ihnen, ich glaube, es war Gregor Stefanowitſch von Semendria, ſah das ſchöne Türkenmädchen, welches, um das Leben der Mutter flehend, auf die Knie geſunken war; die Krieger mutheten ihr Ungebührliches zu und Gregor wollte ſie für ſich behalten. Die übrigen ließen ihm die Beute nicht als Eigenthum — ſie ſtritten lange um

ihren Beſitz. Da ſchrie Gregor: — Soll ich ſie nicht allein haben, ſo ſollt auch ihr ſie nicht beſitzen, und bohrte ihr den Dolch in die Bruſt. Wüthend ſprangen nun auch die Andern hinzu und durchſtachen ſie jeder mit ſeiner Waffe in fürchterlicher Wuth. Jaffa, die Mutter, fiel durch einen Piſtolenſchuß."

Ich hatte Alles gehört, ohne Bewußtſein und hatte doch ein ſchreckliches Bewußtſein. — Ich erwachte mir ſelbſt wieder — ich fand mich allein; denn das Weib mußte längſt fortgegangen ſein — der Sturm ſtrich kalt durch die Straßen, ich ſchlich wie leblos fort. — Ich ſtand vor dem Hauſe meines Vaters, es war niedergebrannt; doch was kümmerte mich das — war mir doch nichts Geliebtes darin untergegangen; denn mein Vater lebte — und die leeren Wände hatten ja keine theuere Erinnerung — und dort, dort ſtand das Haus, aber ſie — ſie. — Mein Zuſtand war ſchrecklich; ich weiß es nicht mehr, was ich damals dachte — ich hatte nicht das Bewußtſein meines furchtbaren Schmerzes, aber den furchtbaren Schmerz ſelbſt zerſtörend in mir. Ich ſank auf die Brandtrümmer des Hauſes — meine Blicke ſchritten hinüber gegen Semlin, die Gegend lag im kalten Winterkleide — der Mond ſchien bleich

durch dichte Nebel — die Welt war mir wie ein Kirchhof. Ich saß auf einem Grabe, wie eine steinerne Gestalt, die die Gräber der Reichen in den gebildeten Ländern schmücken — das Gefühl war aus mir; aber der Schmerz war ich selbst, wie die Grabgestalt, denn kein Hauch der Wärme strömte aus meinem Innern und von Außen — kalt stürmte die Decemberluft. —

Wir erstürmten bald darauf Schabaz und Nissa. Ich vermag nichts von den Ereignissen jener Zeit zu erzählen, denn ich lebte nur halb — und es gab Augenblicke, wo mir der Ausgang einer Schlacht, Sieg und Flucht gleichgültig waren. Meine Brüder hatten ja meine Geliebte erschlagen; die Türken hatten es nicht gethan. — Ich übergehe die Zeit der Wendung unsers Glückes, als Vernichtung und Tyrannei mit Uebermacht auf uns einbrach. Wir waren geschlagen, vernichtet, unser Vaterland verloren, wir mußten es wie eine Einöde verlassen. Es war im Herbste des Jahres 1813; wir flohen über Belgrad nach den österreichischen Grenzen. Noch einmal warf ich von der Höhe Belgrads einen wehmüthigen Blick auf mein unglückliches, verwüstetes, unterjochtes Vaterland; noch einmal sah ich das Haus; — wo war ihr

Grab? Ich wußte es nicht. In den Strom wurden Tausende von Leichen vom Felsen herabgestürzt. — An der Ueberfahrt unter Semlin vereinigten wir Flüchtlinge uns Alle. Es war ein jämmerlicher Anblick; ein Volk, das seine Heimath verläßt zu mühseliger Wanderung. Wir waren Tausende, Kinder und Weiber, Krieger und Greise durch einander gemischt — Heerden und Hausrath — viele Zähren und Schmerzen, Armuth und Hoffnung auf langes Elend. Mich jammerte das grenzenlose Wehe meines Volkes, ich kannte ja den Schmerz. — Da traf mein Blick auf dem Schiffe, welches neben dem unsrigen den Strom übersetzte, eine weibliche Gestalt, jugendlich, vorragend vor den andern durch Schönheit und Wohlgestalt, in dem klaren Antlitze Stolz und männliche Ergebenheit. Sie sah herab in den Strom, der drohend über den Rand des überladenen Schiffes schlug, mit ernster Stirne, wie erhaben über Schmerz und Schicksal, verachtend die Gefahr. Und fromm war doch das Antlitz und sanft und schmerzlich der Blick, wenn er über die Gruppen der Unglücklichen schweifte.

„Wer ist jene dort in dem stattlichen Gewande?“ stieß ich meinen Freund und treuen Waffengefährten, der mir zur Seite stand, an.

Meine Augen hafteten feſt auf ihr. — „Die ſchöne, große Frau meinſt Du, Simeon!“ entgegnete mein Freund. „Es iſt die reiche Wittwe Milutins Granjowitſch, der an der Drina gefallen iſt.“ — „Ich kannte ihn,“ ſagte ich und meine Augen flogen dem Schiffe nach, „er war ein edler Streiter.“ — Da griffen die Ruder jenes Schiffes ſtärker aus, das unſere vermochte nicht zu folgen, ſeiner größern Laſt wegen — ſie ſchwand immer ferner und ferner — bis ſie im Dunkel des Ufers verſchwand. Ich blickte ihr wehmüthig nach — mein Herz klopfte, ich brummte im Stillen für mich: alſo auch du verſchwunden! und wußte nicht warum. — Vom Gegenufer an Oeſterreichs Küſte blickten wir Alle noch einmal, Abſchied nehmend, hinüber an den vaterländiſchen Strand: viel tauſend Augen glänzten, die Weiber ſchluchzten, Kinder weinten laut. „O könnte ich nur mein Grab haben zwiſchen dieſen Bergen!“ rief ein achtzigjähriger Greis zwiſchen Allen laut hervor — jetzt glänzte hell zwiſchen den Schneewolken des Himmels der Abendſtern über Serbien auf — „dort biſt du, Fatime!“ betete ich, „dein Prophet hat dich in den Morgenſtern genommen!“ — Wir trennten uns nach verſchiedenen Richtungen — Einige flohen nach Rußland.

Beſſarabien, Andere nach Ungarn. Unſer Führer war bereits voran nach Rußland gezogen — wir umarmten uns Alle, wir ſchüttelten einander die Hände. Wir ſprachen von einem Wiederſehen im Vaterlande, wenn Gott eine andere europäiſche Macht bewogen haben würde, die Heimath uns wieder zu gewinnen.

Ich zog nach Ungarn, mein Freund nach Beſſarabien. Mit Thränen ſchied ich von ihm. Er war das letzte Weſen, in deſſen Nähe ich die Welt noch liebte. Er hatte Auftrag an meinen Vater, der gleichfalls bereits lange in Beſſarabien war. Wir verſprachen uns zu ſchreiben. — Ich durchreiſete Rußland, Polen und Oeſterreich, ja ſelbſt einen Theil von Deutſchland. Ich lernte die Welt und das Leben gebildeter Nationen näher kennen. Mein ungeheurer Schmerz vernarbte etwas; oft aber, wenn ſich hier und dort eine Kriegsflamme zeigte, blickte ich hin gegen Mittag zu meinem Vaterlande und ſeufzte, daß die Stunde ſeiner Befreiung noch nicht erſcheinen wolle. — Ich ſchrieb meinem Freunde oft und traulich, oft und viel, was ich dachte; was ich lernte und erlebte, theilte ich ihm mit in meinen Briefen. —

Nach acht Jahren kehrte ich in die Nähe der

vaterländischen Grenzen zurück. Ich langte in Kronstadt an, wo ich mehrere Freunde und Waffengefährten, die gleich mir für das Vaterland wirkten und hofften, fand. — Uebrigens waren die Unruhen in Serbien bereits gestillt — die Türken waren menschlicher geworden — viele Tausende meiner Landsleute waren zurückgekehrt; der Friede schien wieder herrschen zu wollen. Aber wo war das Ziel, das zu erreichen wir so viel Blut vergossen hatten?

In Kronstadt erhielt ich einen Brief meines Freundes. Er schrieb mir Folgendes: „Vergieb mir, wenn ich Deine Briefe als Freund nicht für mich allein behalte: ich hatte eine Freundin und Du hast sie durch Dein Schreiben Dir auch erworben. Höre sie selbst — sie schreibt Dir durch mich, es ist die Wittwe Mitutins Granjowitsch, die ich hier in Bessarabien fand, die Du gesehen am Tage des Abschiedes von unserer Heimath. Doch höre ihre Worte. „Gruß und Segen zuvor, Freund! Ich kenne „Dich nicht, ich habe Dich nie gesehen! Aber „ich habe Deine Briefe gelesen, Deine Lieder, „die das Vaterland beweinen und die Tugend „rühmen, gehört und des Mannes Seele spie„gelt sich in den Worten; darum sey es Dir

„offen gestanden, ich liebe Dich! Ich bin reich,
„26 Jahre alt; die Fremden sagen, ich sey
„schön — ich habe mich durch mein Leben ge-
„wahrt vor Laster — ich strebe ernstlich nach
„Tugend. Komm! schaue mich — ob auch
„Dein Herz für mich fühlt; ich liebe Dich un-
„gesehen! —

Euphrosine, Milutins Wittwe." —

Ich hatte den Brief gelesen, ich trat hinaus in den Garten, der hinter dem Hause lag. Es war ein merkwürdiger Tag meines Lebens, voll heiliger Erinnerung ist er mir bis heut geblieben. Ich senkte die Augen auf die grünen Beete, ich hielt den Brief in der Hand. Was sollte ich beginnen? Ich wollte dem Bilde treu bleiben, das ich mir als Höchstes im Leben aufgestellt — es hatte mich wie ein himmlischer Stern bis jetzt geleitet — hin durfte ich nicht, denn sie sehen und lieben — ich wußte es gewiß — es war ein Augenblick. Und doch zog es mich hin unwiderstehlich zu der Herrlichen, die mir bei Semlin in ihrer Größe erschienen, wie ein besserer Geist, der mich hineinwinkt in ein fernes froheres Leben — ich hatte damals etwas geahnet; jetzt war die Wirklichkeit nahe — ja ich will gehen, rief ich, ich will sie lieben, die mich geliebt hat, fern und ungekannt,

deren Liebe mir gefolgt ist durch viele Länder; ich habe ihr noch keinen Lohn dafür gegeben! —

Da ging singend an den Gartenzaun Einer meiner Freunde und Landsleute, mit dem ich oft gestritten in heißer Schlacht, vorüber. Ein Gedanke durchzuckte mich, ein Gedanke alter Erinnerung. Ich rief ihn zu mir; freundlich trat er mir entgegen. „Liebtest Du nicht einst die spätere Gattin Milutins Granjowitsch? — Ich glaube, es war in der Vestung Gliezniht, wo wir zur Nacht unsere Schicksale einander erzählten?“ — „So ist's,“ entgegnete der Freund — „doch wir zerfielen später; ihr edelstolzes Herz war zu hart für eine Versöhnung, ich zu eitelstolz; ich liebe sie noch, ich werde keine mehr lieben, wie sie.“ — „Du liebst sie?“ begann ich, und Gedanken über Gedanken zogen durch meine Seele, „willst Du nicht nach Bessarabien gehen; ich gebe Dir Briefe an sie und einen Freund; ich hoffe, auch sie liebt Dich noch!“ — „Euphrosine!“ jubelte er auf, drückte mich an seine Brust — „o Euphrosine! Wann giebst Du mir die Briefe?“ — „Morgen früh kannst Du sie haben,“ versetzte ich. — „Dann leb' wohl,“ rief er, „ich gehe, um meine Sachen einzupacken, morgen hole ich die Briefe und reise.“ — Er riß

ſich los, und ſprang durch den Garten. — Aber wie ein Blitz kam ein Gedanke; Entſetzen durchflog mich, ich wurde kalt — mit verzweifelter Stimme ſchrie ich ihm nach: „Gregor! Gregor! Ste —" die letzten Worte verſtummten mir, ich wußte noch nicht, was ich wollte. Es war ſein Name — er kam zurück.

„Was willſt Du," fragte er erſtaunt, als er mich bleich da ſtehen ſah, mit der Hand krampfhaft einen Baum zur Stütze umſchlingend. „Du heißeſt Gregor Stefanowitſch," begann ich mit furchtbarer Stimme. — „Ja!" wiederholte er lächelnd — „Entſinnſt Du Dich doch meiner von Glieznitze her und der Drina — Du geſtandeſt mir Deine Liebe zu —" „Du warſt im Sturm bei Belgrad," ſtammelte ich odemlos mit furchtbarem Kampfe. — „Ja!" fuhr er fort, „ich hatte Dir bei'm Abſchiede verſprochen, Deine Geliebte zu ſchützen, Dir von ihr Nachricht zu geben!" — „Und Fatime?" fuhr ich fort immer gepreßter und bewußtloſer. — „Ich habe ihre Ehre gerettet," ſagte feſt mein Freund, „vier unſerer Landsleute ſtürzten wüthend auf das Haus — ich kannte es — ich wollte Alles wagen zur Rettung — die Siegestrunkenen wollten über das Opfer herfallen, und es gemeinſchaftlich zu

schändlichem Tode mißbrauchen. Ich, als der Oberste unter ihnen, erklärte sie für mein Eigenthum; so glaubte ich sie zu retten — aber die Tollen wütheten — es gab keine Rettung, sie sank zu meinen Füßen; ich verstand ihren Blick — „Simeon sendet Dir Rettung," sagte ich — ich bohrte sie nieder — meine ergrimmten Begleiter folgten wüthend dem Beispiele. — So habe ich sie vor Schande gerettet und vor schändlicherm Tode."

Ich hatte mit weit aufgerissenen Augen gehorcht. — Meine Knie brachen und waren wieder straff, während er sprach, — Gluth und Frost wechselte in meinen Adern — endlich hatte er's heraus. Ich faßte mich und errang Bewußtsein; ich stammelte: „Dank, Dank Dir, Freund!" ich sank an seinen Hals — seiner hatte ich vergessen. Wie Blitze, die ferne Berge mit wohlbekannten Thürmen plötzlich beleuchten durch die Finsterniß, so war mir in dieser merkwürdigsten Stunde meines Lebens sein Name in's Gedächtniß gekommen, zwischen tausend dunklen Gedanken. — Er war es richtig — von seiner Hand war die Geliebte gefallen, und ich dankte mit heißem Freundesdrucke dieser Hand. —

„Lebe wohl," sagte ich endlich, „morgen

erhältſt Du die Briefe." — Er ging. Ich brauchte Zeit, um mich zu faſſen; erſt ſpät in der Nacht gelang es mir. — Jetzt ſetzte ich mich, um meinem Freunde und der verehrten Euphroſine zu ſchreiben. Jenem klärte ich in wenig Worten das ganze Verhältniß auf — ich bat ihn, ihr den erſten Geliebten vorzuſtellen, ihr von meiner erſten Liebe, von der Sehnſucht meines Herzens, die ſtets nach etwas fernem Außerordentlichen ringt, zu ſagen; wie ich ihr ferner doch nur ein halbes Herz zu bieten vermöchte, und hier ein edler Mann, mit ganzer Seele ſie liebend, von ihr Vergebung flehe; wie ich ihn erkannt habe, ſein edles Herz durchforſcht, und jedes Weh, jede Reue, die ſie in der Folge empfinden könnte über dieſe Vereinigung, auf mein Haupt als einen ſchrecklichen Fluch nehme. — Ihr aber ſchrieb ich folgende zwei Lieder:

1.

„Sey ſtolz, Geliebte! umwinde Dich mit Blumenkränzen, Schöne! — blühe wie die Blumenkönigin — und viele werden kommen und Dich pflücken wollen; aber Du wirſt die Stachel zeigen. — Einer wird ferne ſtehen, in den Blicken den Thau Deiner

Blätter, und wird nicht nahen dürfen; — Einer aber, den Du wünschest, er wird nicht können. — Aber glaube, die Natur schläft bloß im Winter, nun scheint sie ihre Kraft zusammenzufassen, um sie im Lenze mit tausend Farben und Früchten walten zu lassen. So erwacht unterdrückte Liebe! — Das Veilchen blüht verborgen im Moose, um dem müden Wanderer, wenn er durch den kühlen Wald zieht, die Luft zu würzen; er geht vorbei und vergißt einen Augenblick seiner Mühe und seines Schweißes; aber sieh! da kommt auch ein edler Jüngling, der das Veilchen pflückt."

2.

„Durch die Wiese rinnt ein klares Flüßchen; an seinem Ufer steht ein schönes Mädchen, das bückt sich hinab und die Wellen fangen ihr Bild; aber sie müssen weiter fließen, abwärts. Dort oben steht ein grünes Gebüsch und darin singt die kleine Nachtigall. — Ich sehe nach dem roſigen Mädchen am Ufer, ich horche nach der Nachtigall — ich will hinauf schwimmen durch den Strom; aber die Wellen treiben mich abwärts von dem Bilde, von der Nachti-

gall. — Da hör' ich den Vogel hinter mir klagen: „wenn man es kann, ſo verſchiebt man es, und wenn man es will, ſo kann man nicht." — Jetzt hör' ich die Nachtigall vor mir, ſie ſingt Worte ſüßer Vergangenheit — ſie will ich erreichen; der Strom treibt abwärts; leb wohl, Du Mädchen! aber die Wellen, die das Bild geſpiegelt, kommen hinter mir her." —

Mein Freund nahm die Briefe und reiſte ab; ein Monat verging, bevor ich Antwort erhielt. Endlich kam ein Brief — ich zagte lange, das verhängnißvolle Schreiben zu öffnen; die Hand bebte mir — und nun — meine Züge lächelten, meine Wangen brannten. — Sie waren verſöhnt, man lud mich zur Hochzeit. —

Ich reiſete ab; ich kam an — ich ſah Euphroſine, mein Herz ſchlug gewaltig — die Augen zitterten mir — der Prieſter verband ſie am Altare; ich legte ihre Hände zuſammen. Wir waren froh und glücklich. Die alte Zeit der Liebe war den Verlobten mit neuem Feuer wiedergekommen. Am Morgen nach der Brautnacht fand ich die Vermählten im Garten luſtwandelnd; ſie hatten ſich liebend umſchlungen.

— „Nun haßt ihr Euch nimmermehr?“ fragte ich ſcherzhaft und Euphroſine ſenkte verſchämt die ſtolzen Blicke zu Boden. — Ich nahm Abſchied — ſie umarmten mich Beide. — Seitdem habe ich ſie nicht geſehen; ich lebe fern von ihnen; aber ſie ſind glücklich, ſie gedenken meiner, wie ich ihrer.

Die Brüder.

Anekdote nach einer wahren Begebenheit.

Von G. Herlossohn.

Entschiedene Neigung und die, durch den Tod ihres Vaters plötzlich ausbleibende Unterstützung, bestimmte die Brüder Heinrich und Ludwig L — r, die Universität zu verlassen und in das **rsche Jägerbataillon zu treten. Der ausbrechende Krieg gab Aussichten, die Freiheit schuf Hoffnungen, und bis jetzt war die Gegenwart, im Reize der Neuheit, noch nicht lästig gewesen. Vier Monate bereits lag das Corps in P. — denn noch zog man sich in wechselweise vorspiegelnden Friedensunterhandlungen herum. Ludwig, feuriger im Gemüthe, leichtsinniger im Handeln, als sein ernster, strenger, mehr in sich verschlossener Bruder, hatte die Bekanntschaft einer reizenden Offizierswittwe gemacht, und lebte bald mit ihr im vertrauten Verhältnisse. Die Vermahnungen des über diesen Schritt besorgten Bru-

ders, scherzte er immer heiter, lächelnd hinweg. Das Gerede der Leute, die Ansichten seiner Kriegskameraden, mit denen die Brüder, in beispielloser Liebe an einander geschlossen, wenig Vertrauliches pflegten, selbst ein schwankender Ruf, in dem seine Geliebte, die übrigens sehr eingezogen, spärlich und verschlossen lebte, von früher stand, konnte ihn nicht irre machen, und eine Bemerkung des Majors über diesen Punkt, der die talentvollen wackern Brüder, ihrer Redlichkeit und Dienstpflicht, besonders aber nach seiner Ansicht, ihrer so verschiedenartigen, widerstrebenden, und doch durch eine innige Liebe verschmolzenen Charaktere willen, vorzüglich auszeichnete — nahm er für Scherz.

Jede Stunde, die er sich absparen konnte, brachte er in Gesellschaft der Geliebten zu. Er liebte, ward heiß geliebt, und war darum mit dem Leben zufrieden, über der Gegenwart hatte er nicht Zeit an die Zukunft zu denken, für die allenfalls seine Stimmung einstweilen mit Träumen ausreichen konnte. In der äußersten Hinsicht auch, gestand er sich, wenn gerade ein ganz kalter Augenblick von Ueberlegung über ihn kam, hatte er glücklich gewählt, wenn er sein Jugendfeuer an einen verehrten Gegenstand schloß, der zugleich die Möglichkeit aus-

ſchloß, in Irrungen zu gerathen, denen ſein Temperament, das wußte er, mehr ausgeſetzt war, als das ſeines Bruders. — Er liebte heftig und innig. Von der Gewalt ſeines Gefühles werden wir im Folgenden näher unterrichtet werden. —

Eines Abends beſuchte er wie gewöhnlich die Geliebte. Auf der Treppe zu ihr begegnete er dem Beſitzer des Hauſes. Der Mann war ihm ſchon lange her widerlich, denn er wußte, daß er Sophien mit ſeiner Neigung und wiederholten Heirathsanträgen beläſtige. Etwas verſtimmt ſchon, trat er in das Zimmer — ſie trat ihm entgegen, umarmte ihn, aber in Thränen zerfloſſen. „Sophie!" rief der Beſtürzte, „was iſt Dir?" Sie verbarg ſchluchzend ihr Haupt an ſeiner Bruſt. Erſt nach langem Schmeicheln und Dringen entwand er ihr das Geſtändniß. Sie hatte es ihm bis jetzt in liebevoller Schonung verborgen, daß ſie arm, ſehr arm war, daß ſie dem Hausbeſitzer bereits eine ſehr namhafte Summe ſchuldig, daß dieſer bis jetzt, immer in der Hoffnung auf ihre Hand, geduldig geweſen ſei, durch den letztgegebenen beſtimmten abſchlägigen Beſcheid aber aufgebracht, auf Bezahlung gedrungen, und eben bei einer zugeſtandenen zweitägigen Friſt mit dem

Schuldthurme gedroht habe." — Der junge Mann war nicht wenig überrascht — er hielt die Weinende, selbst in ihren Thränen Verschönerte, an seiner Brust, jeder Schlag ihres gewaltig pochenden Herzens, jeder Seufzer des blassen Mundes schien zu sprechen: „Rette die Geliebte!" — Der Schlag traf desto stärker, je weniger erwartet er in den heitern Himmel fiel. Er kämpfte lange nach Rath und Aussicht; selbst die beschwichtigenden Worte gingen ihm jetzt aus. — „Zeige mir einen Ausweg," begann er endlich leise — „nenne mir ein Mittel; ich will helfen und kostete es mein Leben." — „Keines!" weinte sie kopfschüttelnd. — „Keines?" wiederholte er und ward wieder stumm. — „Ich habe nur unter dreien zu wählen," schluchzte sie — „die Hand des Verhaßten — Gefängniß und Schande — oder den Tod: Du weißt, was Deine Geliebte ergreifen wird." — „Das ist bitter," setzte er gepreßt hinzu, und der Gedanke an das letzte, machte seine Wangen noch blässer. — „Sinne, rathe," fuhr er fort — „nenne mir das Aeußerste — ich will ja Alles thun. Kennst Du keine Hülfe?" — „Keine!" verweinte sie. — „Keine!" wiederholte er — „keine?" — „Eins noch!" schluchzte sie heftiger — „aber es ist eben so schrecklich — viel-

leicht noch schrecklicher, als der Tod. Darum laß mich diesen wählen." — „Nenne mir," rief er rasch — „ich beschwöre Dich!" — „Nein," wiederholte sie — „es ist nicht möglich; ich allein will unglücklich sein — nicht Du — o laß mich sterben. Ich kann es Dir nicht nennen." „Mißtraueſt Du meiner Liebe," drängte er, „zweifelst Du an meiner Bereitwilligkeit — schweigst Du — ist der Geliebte nicht Deines ganzen Vertrauens würdig? — bei meiner Liebe beschwöre ich Dich, steh' mir Rede!" — „Warum drängst Du mich" — sagte sie — „Du kannst, Du wirst es nicht wählen, o mein edler Ludwig wird es nicht — ich verabscheue es — — den Gedanken, ich beschwöre Dich — laß ihn nicht Raum fassen; — doch was zaudre ich — ich weiß ja, wessen der Geliebte fähig ist. — Die Kriegskasse," — setzte sie stokkend hinzu.

Ludwig arbeitete nämlich in der Bataillonskanzelei und kontrollirte die Kasse. — „Darauf war ich nicht gefaßt," sagte er nach einer dumpfen Pause und ließ den einen Arm, mit dem er sie umschlungen hielt, sinken. — „Das ist freilich schrecklich!" setzte er hinzu. „Wohl! wohl!" rief sie heftiger aus — „ich wußte ja, was mein Geliebter wählen wird. Darum laß

mich sterben. — O, Gott!" schluchzte sie wieder auf und drückte sich krampfhaft an ihn. — „Ich bin Mutter!" setzte sie mit gebrochener Stimme hinzu. —

Er wollte sprechen — aber der Schrecken preßte ihm den Odem — der Schauer griff ihm ans Herz. — Eine furchtbare Pause folgte — er rang nach Gedanken und Entschluß — sie weinte, sie hatte noch erleichternde Thränen. —

„Sophie!" rief er endlich in der schrecklichsten Verzweiflung aus. — „Morgen bin ich nicht mehr," entgegnete sie, wie voll eines furchtbaren Entschlusses. — „Halt ein!" sprach er, und wand sich los — „bis Morgen helfe ich, jetzt leb wohl." — „Ludwig!" schrie sie mit Schrecken, „was wirst Du beginnen?" — „Frage nicht," sagte er ernst. „Bis Morgen bist Du gerettet." Er ging. „Ludwig! — Ludwig! —" rief sie ihm nach — doch er hörte nicht. — Sie war allein; sie wischte sich die Thränen aus den Augen; die Schauspielerin hatte gut gespielt: den innern Theil ihrer Rolle mit ganzer Wahrheit, den anderen mit viel Natur. —

Er stahl mit zitternden Händen — es war seine erste schlechte That — das Geld aus der

Truhe — und trug es vor Sonnenaufgang zu der Geliebten. Bleich und kalt war er, ohne Leben erwiederte er die Liebkosungen, die sie ihm bot. Sie schien selbst zu erschrecken, als er ihr das Geld überreichte. — „Gott! was hast Du gethan?" rief sie. — „Dich gerettet," sagte er mit Entsagung. „Hier liegt der Beweis, daß ich Dich mehr liebte als mein Leben, als meine Tugend selbst. — Eile — und entfliehe. Ich erwarte den gerechten Tod. — Du mußt fliehen — die That könnte auch Dich verderben." — „So ist es schon geschehen das Schreckliche!" weinte sie. — „Leb wohl!" antwortete er mit dem Ausdrucke des furchtbarsten Schmerzes und wandte sich zum Fortgehen. — Sie fiel vor ihm nieder, und umfaßte seine Knie. — „Zurück," schrie sie, „mit dem blutigen Opfer — zurück, oder ich tödte mich vor Deinen Augen." — Er schwankte — er stand starr. Nein, sterben konnte er sie nicht sehen. — „Es ist zu spät!" sagte er — „unbemerkt kann ich es nicht zurückstellen, das Verbrechen bleibt immer dasselbe — und sterben? nein! Du sollst leben und Dein und mein Kind auch." — „Dann," sprach sie, mit furchtbarem Ernste aufspringend, „sterbe auch ich, oder Du fliehst mit mir." — Der letzte Gedanke war des Bera-

thens sprich. — — „Und könnte ich nicht!“ — begann er endlich — „auch fliehen mit Dir — bevor die schreckliche That geschehen? — Der harte Gläubiger nur ward betrogen, und ich — wir waren rein von diesem Verbrechen!“ — „Wohl!“ sagte sie ängstlich — „doch nein!“ setzte sie nach einer Weile rasch hinzu — „wohin fliehen, ohne die Mittel für unsere Flucht zu haben, Du als Deserteur — ich als schwaches Weib — wie die Reise unternehmen rings im Umkreise von sechszig Meilen — überall durch Kriegsheere und ein feindlich gesinntes Land? — Jetzt, Ludwig, wo die böse That geschehen, ohne daß ihr Rücktritt möglich — jetzt — es ist ja nur die Stimme der rettungslosen Noth — wollen wir sie nicht verderben zu unserm eigenen Verderben.“ — „Ich bin ein verworfener Mensch!“ sagte er dumpf vor sich. — „Ludwig!“ rief sie — „Du hast Uebermenschliches gethan aus Liebe zu mir — aber meine Liebe soll übermenschlich seyn, und wenn etwas vermag, den schwarzen Schein von der That zu nehmen, so soll auch sie es nur sein — die Sorge für Deine Gattin, für Dein Kind — auch sie mildert ja den Schatten.“ — Er war ihr Spielball jetzt, er sah zwei schreckliche Wege vor sich — den angenehmern konnte er freilich nur wählen. — „Ich

flehe mit Dir!" sagte er, „möge es mir Gott verzeihen und mein Bruder. — Mein Bruder!" setzte er wiederholend hinzu — und die Stimme bebte ihm herab. — „Du bist Vater," warf sie ein — „bestimme die Stunde unserer Rettung." — „Im Verlauf des heutigen Tages," sagte er berechnend, „kann der Defect nicht entdeckt werden, denn wir haben Revüe — morgen hätte ich zu befürchten — darum noch heut Abend vor dem Thorschlusse." — „Gut," sagte sie gefaßt — „ich besorge bis dahin Verkleidungen, bereite alles Nöthige — um neun Uhr treffen wir uns gerüstet am Kirchhofe der Jakobskirche bei dem großen Marmorgrabmale; — dann geht es fort; — bis dahin bedenke, daß Fleiß und Redlichkeit in einem fremden Lande uns bald die Summe ersparen lassen werden, die wir dann zurückstellen und unser Gewissen beruhigen können. Indeß lebe wohl!" — Sie küßte ihn, er taumelte fort. — Er kam wenig zur Ueberlegung. Schien ihm auch eine leise Stimme zu sagen: daß die Heftigkeit, mit der sie zuletzt die Hülfe annahm, gegen den bittern Abscheu, den sie früher dagegen geäußert, bedeutend abstach — so überlegte er, wie es zu geschehen, um sie zu retten. Schien ihm auch ihre Tugend jetzt, zwar durch die Nothwendig-

heit, aber dennoch gebrochen — zu rasch gebrochen: so war sie ja Mutter! Sagte ihm auch ein innerer Instinkt, daß seine Liebe nun einen verbrecherischen Schein angenommen: so fühlte er sich in diesem furchtbaren Drange nur mit mehr Nothwendigkeit — da er Alles verlassen, ihm Alles gebrochen — noch heftiger zu ihr hingezogen; für diese Liebe hatte er Alles geopfert; er konnte nichts, als sein ganzes Wesen glühend an sie schließen: das war sein einziger Schatz. —

Die Revüe am Tage zerstreute ihn in etwas — seinem Bruder war er ein einziges Mal zu Gesichte gekommen — aber ausgewichen. — Das war der erste Stachel des Gewissens. Er eilte am Abend vom Waffenplatze in ein Weinhaus und trank sich Muth. Die neunte Stunde schlug, er wankte durch die finstern Straßen, gegen den Jakobskirchhof — Dumpfheit im Kopfe, gespenstische Angst im Herzen. — Er schritt über die Gräber zu dem hohen Grabmale — sie war noch nicht da. — Er setzte sich harrend auf das Marmorpostament. Die dunkle stürmische Nacht über ihm, die Todten zu seinen Füßen, das Qualvolle seiner Lage in ihm — die Erinnerung an seinen verblich-

nen Vater, die auch jetzt so plötzlich kam — Alles dies machte seinen dumpfen Zustand heller, sein Blut eisiger. — Ein Viertel auf zehn schlug die Glocke über ihm — er fuhr schaudernd zusammen. Sie kam noch immer nicht. Der Wind raschelte in dem Gemäuer, strich über die Gräben, rückte an seinem Mantel — die Todten wurden ihm jetzt zum erstenmale in seinem Leben furchtbare Gesellschafter. Eisiger wurde sein Blut, schrecklicher seine Lage — dumpfer die Angst, unzusammenhängender sein Bewußtsein. Die Gedanken flogen und verschwebten wie Nebelbilder. Es schlug halb. — Sie kam noch immer nicht. — Er wollte sich erheben — aber steif waren die Glieder, wie gefesselt an den Stein — da bewegte sich etwas Weißes dort in der Entfernung — er blickte hinüber. Nein! es war ein Wolke, deren Licht über die Gräber fiel. Er hüllte sich in den Mantel, wollte beten; er vermochte es nicht — er wollte nichts denken, er konnte es eben so wenig, als ganz das Gegentheil. — So vergingen zwei Viertelstunden; es schlug zehn! Da durchrieselte es ihn eisig, jeder Glockenschlag rüttelte ihn zusammen — er zitterte heftig. — Jetzt tönte der Zapfenstreich von Marktplatze — die Thore wurden geschlossen. Er hatte jetzt

nur einen Gedanken — doch nein! den konnte er nicht denken, so oft er auch kam. Noch eine Viertelstunde — und die Zimmer wurden untersucht, über die Fehlenden rapportirt — jetzt — man vermißte ihn; man konnte ahnen, besorgen, entdecken. — Die Minuten schlichen und flogen dennoch — jetzt schlug die Glocke elf — der Sturm heulte und — die Lärmkanone erkrachte. Der Deserteur war angezeigt — er fiel sinnlos nieder auf das Grab — die Patrouillen durchschwärmten trommelnd die Straßen — er raffte sich auf im Sturme der Verzweiflung, sprang über die Mauer — flog durch die Straßen nach Sophiens Wohnung. Alles war todt, finster, leer. In den Mantel gehüllt, flog er noch einmal nach dem Kirchhofe — sein Herz hatte nur noch einen Schlag — sein Odem noch einen Zug, und dieser rief in furchtbarer Anstrengung über die Gräber: „Sophie!" Aber Alles war stumm und todt. — Er sprang hinaus — die Patrouille marschirte durch die Gasse — er stürzte ihr entgegen, gab sich gefangen. —

Noch in der Nacht wurde er vor den Auditeur und den Major gebracht — er gestand Alles; Kriegsrath wurde gehalten, ihm der Tod zugesprochen. Er hörte sein Urtheil gleichgültig an. Die einzige Gnade erbat er sich, vor sei-

ner Hinrichtung, die auf den Abend bestimmt war, seinen Bruder nicht sehen zu dürfen. Sie wurde ihm gestattet. Mehrmal ließ ihn dieser bitten, nur ein liebendes Wort anzuhören. Umsonst. „Ich kann seinen Anblick," sagte er, „nicht ertragen — und selbst das liebende Wort wär' eine schrecklichere Qual, als der Tod." Er saß stumm und lautlos den ganzen Tag mit verhülltem Antlitze. — Der Major versuchte seine Begnadigung auszuwirken; es war vergebens. — Sophie war am Nachmittage des verhängnißvollen Tages verschwunden — man hatte ihr nachgesetzt, aber ohne Erfolg. —

Abends marschirte das Bataillon auf — er wurde hinausgeführt auf eine Wiese vor das Thor, wo bereits mehrere Deserteure erschossen worden waren. Noch immer stumm und das Gesicht verhüllt, schwankte er zwischen den Reihen; sein Bruder war in einer der ersten. Der Weg führte an dem Kirchhofe vorüber, die Glocke schlug sieben Mal, er schauderte zusammen. — Man kam auf den Richtplatz, das Quarree ward geformt — jetzt erhob er die Blicke und schaute frei umher. Der Auditeur verlas noch einmal den Kriegsspruch. Als er geendigt, sagte der Major: „Ludwig, wähle Dir diejenigen Deiner

Kameraden, von deren Hand Du sterben willst.“ — „Mein Bruder weiß gut zu treffen, Herr Major!“ versetzte er fest — „ich bitte um ihn allein.“ —

Der Major winkte und wandte sich ab, denn das Wasser trat ihm in die Augen. Jetzt sprang Heinrich aus dem Gliede und stürzte in die Arme des Bruders. Eine lange Umarmung folgte voll Zärtlichkeit im unnennbarsten Schmerze! — Ludwig riß sich zuerst los. — „Leb wohl!“ sagte er, „es ist Zeit. — Vergebung auf dieser Erde, die der Vater über den Himmelszelte nicht versagen wird!“ —

Er ließ sich die Augen verbinden, bloß um des Bruders willen. — Dieser lud sein Gewehr, — an der Adjutant winkte — er drückte los, und — mitten durch das Herz getroffen sank der Bruder; keine Regung folgte. — Heinrich warf das Gewehr bei Fuß — stützte sich auf den Lauf, und sah mit einem furchtbaren Blicke auf die Leiche. „Ich weiß gut zu treffen,“ sagte er dumpf vor sich. —

Sie verscharrten ihn auf dieser Stelle. — Das Bataillon zog mit Musik zur Stadt zurück — am folgenden Tage schon kam die Ordre zum Ausmarsch, und am fünften Tage stand es vor dem [illegible]